

Frühjahr 2011

BEITRÄGE **31**

zur Sportgeschichte

INHALT:

Abschied von Helmuth Westphal	3
Die Gründung der modernen olympischen Bewegung <i>Helmuth Westphal</i>	8
Erinnerungen an Olympia 1928	21
Die Schweiz und die Olympische Bewegung <i>Pierre de Coubertin</i>	22
Amsterdamer Lehren <i>Henri de Baillet-Latour</i>	24

Wie wir nach St. Moritz reisten <i>Erich Recknagel</i>	26
Geschichte des Wintersports in Brotterode <i>Robert Schmalwasser</i>	30
Olympische „Erinnerungs“-Tabelle	36
JAHRESHAUPTVERSAMMLUNG 2010	
Zwanzig Jahre Sporteinheit?	38
Buchlesung von Thomas Köhler	45
Als man im Fußball Tore kaufte	52
Wie die Briten die Friedensfahrt retten wollten	63
Erinnerung an die Spartakiade <i>Pädagogische Lesung Prof. Dr. Heinz Bäskau</i>	69
Zitate	
Ein Großer fuhr davon	78
Von den Träumen der DDR ist fast nichts geblieben	80
Leipziger Träume	82
Potsdam zieht zurück	84
Sportinternat fehlen Sponsoren	85
Sammer warnt den Weltfußball	86
Blut aus dem Schattenreich	89
„Der Torwart wollte das machen“	91
Garmischer Schmarrn	92
Doping wieder Trumpf	94
„Pro-Ossi geworden“	96

ABSCHIED VON HELMUTH WESTPHAL

Am 23. Oktober 2010 verstarb der langjährige Präsident des Vereins Sport und Gesellschaft, Prof. Dr. Helmuth Westphal. Bei seiner Trauerfeier sprachen Prof. Dr. Horst Philipp und Dr. Klaus Huhn, dessen Rede wir nachfolgend veröffentlichen.

Der französische Schriftsteller Saint-Exupéry schrieb einmal: „Nichts kann den verlorenen Gefährten je ersetzen. Alte Kameraden kann man sich nicht künstlich schaffen. Aber nichts wiegt den Schatz so vieler gemeinsamer Erinnerungen auf, nichts das gemeinsame Erlebnis böser Stunden, die Zerwürfnisse und Verwöhnungen und die Augenblicke, in denen das Herz warm wurde.“

Helmuth Westphal war nicht mein Professor, aber mein Präsident und ich hätte von keinem Professor mehr lernen können. Das obwohl wir der gleichen Generation angehörten. Er hielt mir nie Lektionen, aber er lehrte mich so oft wir beisammen waren, wie man den Kampf um die Wahrheit im Duell mit der Lüge führt, wie man die dafür nötigen Quellen sucht und aus ihnen schöpft.

Vor zwölf Jahren gründeten wir den Verein „Sport und Gesellschaft“ und wählten Helmuth zu unserem Präsidenten. Da er den Verein beim Amtsgericht Potsdam registrieren ließ, hinterlässt er dieser Stadt nun so etwas wie eine jener Kapseln, die man bei Grundsteinlegungen einzumauern pflegt. Als ihn damals ein Journalist nach den Zielen des Vereins fragte, gab er zur Antwort: „Wir treffen uns nicht, um der Nostalgie zu frönen. Wir wollen versuchen zu bewahren, was weltweit am DDR-Sport geschätzt wurde. Das Resultat des Engagements von Tausenden Übungsleitern, BSG-Funktionären, Trainern und Verbandsfunktionären ist nicht mit ein paar Schmähchriften heutiger Profilie-

rungsneurotiker zu diffamieren. Wir wollen Geschichtsdarstellungen weder auf umstrittene Aktennotizen stützen, noch auf die Schablonen, die die Diktatur-Thesen vorgeben. Kurz: Wir wollen zusammentragen, was der DDR-Sport geleistet und was er versäumt hat.“

Und das war sehr vonnöten. In der gleichen Ausgabe der vom Verein herausgegebenen Zeitschrift, in der diese Antwort stand, las man auch ein Zitat aus der 1997 in Darmstadt verteidigten Dissertation von Peter Fornoff. Ihr Titel: „Wissenschaftstheorie in der Sportwissenschaft. Die beiden deutschen Staaten im Vergleich“. Dieses Zitat lautete: „Es ist das Fazit zu ziehen, daß die Vereinigung der beiden deutschen Staaten bzw. die Vereinigung der beiden Wissenschaftssysteme - und mithin die Erneuerung der Sportwissenschaft auf dem Gebiet der ehemaligen DDR – auf die wissenschaftstheoretische Diskussion der Sportwissenschaft bislang keinerlei Einfluss hatte. Diese Diskussion setzt sich fort, als sei nichts geschehen – oder gar: als habe die DDR-Sportwissenschaft niemals existiert.“

Es erhärtet, wie wichtig der Verein war und in der Stunde des Abschieds bekenne ich noch einmal: Wir hatten bei der Wahl unseres Präsidenten eine gute und kluge und damit richtige Wahl getroffen!

Damals war Helmuth Westphal auch gefragt worden: „Würden Sie auch mit den Historikern, die sich jetzt mit Geschichte des DDR-Sports hier beschäftigen, zusammenarbeiten?“

Gemeint war mit „jetzt“ 1998 und mit „hier“ auch Potsdam. Seine Antwort: „Selbstverständlich. Ich habe gelegentlich mit den Herren des Potsdamer Instituts Kontakte und bin sehr zuversichtlich, künftig auch gemeinsame Vorhaben realisieren zu können. Förderlich wäre es, wenn die Ausgrenzungsbedingungen für bewährte Sporthistoriker der DDR annulliert würden. Es ist auch nicht so, dass wir bei Null anfangen. In der schon zitier-

ten Zeitschrift wird seit drei Jahren in Folgen eine Chronik des DDR-Sports publiziert, deren Qualität Respekt verdient.“

Die Ausgrenzung wurde nicht annulliert, und noch heute wird mancherlei verbreitet, was einen Lügendetektor kreiseln lassen würde.

Bald nach der Vereins-Gründung präsentierte ein Kölner Institut auf einer Tagung in Göttingen eine Geschichte des DDR-Sports. Der Leiter des Instituts schien sehr überrascht, als ihm ein Vorstandsmitglied des von Helmuth Westphal geleiteten Vereins bei dieser Gelegenheit dessen „Geschichte des DDR-Sports“ überreichte. Westphal war auch der Autor eines der Kapitel dieses Buches, das nebenbei bemerkt - marktwirtschaftlich betrachtet - bald um das achtfache an Wert gestiegen war und derzeit nirgends mehr greifbar ist. Und dies obwohl der Verein ohne einen Cent Fördermittel auskommen musste und von niemandem auch nur mit einem halben Cent gesponsert wurde.

Auch das spricht für ihn, von dem wir heute Abschied nehmen!

Helmuth Westphal war keiner, der Bühnenscheinwerfer oder Mikrofone suchte, er stand an der Spitze eines Vereins, der mit Erfolg gegen die Verleumdung des DDR-Sports anging. Dafür gebührt ihm Achtung, Respekt und selbst alle, die sich zum Ziel gesetzt haben, die Verleumdung voranzutreiben, sollten ihm wenigstens in dieser Stunde die gebührende Achtung erweisen.

Verabschieden wir ihn mit einigen Zeilen aus einer der vielen wissenschaftlichen Arbeiten, einem Beitrag, den er „Der durchsichtige Instrumentalismus einer sporthistorischen Analogiekonstruktion“ überschrieben hatte: „Von jeher sind wissenschaftliche Theorien und Methodologien mißbraucht worden, um zu einer vorgegebenen Aussage zu gelangen, die für eine politische Manipulierung von Menschengruppen im Interesse bestimmter Ziele genutzt werden kann. Obschon diese Art von Finalismus immer

wieder angeprangert wird, um die Produktivität und Glaubwürdigkeit der Wissenschaft nicht in Gefahr zu bringen und verlässliche Orientierungen zu finden, setzen sich in Abhängigkeit von Machtkonstellationen politische Erwartungen und Karriereziele durch, wodurch Elaborate produziert werden, die der beabsichtigten Irreführung, nicht aber der Verbreitung von Wahrheiten dienen. So werden in jüngster Zeit auf der Grundlage einer Rollentheorie mit Hilfe phänomenologischer Kriterien zwischen dem deutschen Faschismus und dem DDR-Sozialismus Analogien konstruiert, die gläubigen Bundesbürgern, vor allem Jugendlichen, das Gefühl vermitteln sollen, als hätte es kaum Unterschiede zwischen den genannten gesellschaftlichen Systemen gegeben. Die sogenannte Medien- und Meinungsfreiheit erlaubt die Willkür solcher Gleichsetzung und fragt nicht nach stichhaltigen Belegen. Und die Justiz der Bundesrepublik verteidigt sogar politische Diffamierungen, sofern sie gegen den Marxismus und Sozialismus gerichtet sind.

Solche Elaborate gibt es in vielfältiger Hinsicht, so auch im Bereich des Sportes. Anlässlich der Enthüllung einer Gedenktafel zu Ehren des 100. Jahrestages der deutschen Leichtathletikorganisation verstieg sich der Präsident des DLV der BRD zu der Behauptung: 'Ähnlich, wie es später in der DDR unter dem SED-Regime der Fall sein sollte, wurden leichtathletische Erfolge von der NSDAP instrumentalisiert. Sportführer wie Ritter von Halt oder später Manfred Ewald erwiesen den Regimes in vorseilendem Gehorsam ihren Dienst bzw. waren selbst tragende Säulen der jeweiligen Diktatur.'

Zu einer solchen Kolportage gelangte der Sportsoziologe Diggel vermittels einer wissenschaftlich nicht haltbaren Interpretation eines rollentheoretischen Vergleichs, wodurch er dieser Theorie als Instrument soziologischer Wissenschaften keinen guten Dienst erweist.“

Diese Feststellung Helmuth Westphals mag monieren wer will, widerlegen lässt sie sich nicht.

In diesem Sinne nehmen wir Abschied von einem, der sein Leben lang sich selbst und der Wahrheit treu blieb!

Die Trauerfeier hatte noch ein peinliches Nachspiel. Zur Universität Potsdam gehört das „Department für Sport- und Gesundheitswissenschaften“, das im Register der „beteiligten Professuren“ unter neun Sachgebieten auch die „Zeitgeschichte des Sports - Prof. Dr. Hans Joachim Teichler“ aufführt. Dieses Institut, das de facto das Erbe Prof. Dr. habil. Westphals angetreten hat, verzichtete darauf, dem renommierten Sporthistoriker einen letzten Gruß zu erweisen. Wenige Tage nach Westphals Tod schrieb Teichler der Witwe einen Brief, in dem er – eher nebenbei – sein Beileid und vor allem Interesse an dem wissenschaftlichen Nachlass Westphals bekundete. Um der Witwe die Antwort auf die geschmacklos nüchterne Anfrage zu ersparen, wurde sie vom Sprecher des Vereinsvorstands, Dr. Klaus Huhn, beantwortet, der auch darauf verwies, dass der Verzicht des Instituts auf eine Teilnahme an der Trauerfeier schwer zu verstehen war.

Die Gründung der modernen olympischen Bewegung

Von HELMUTH WESTPHAL (†)

Helmuth Westphal schrieb diesen Beitrag zur Einführung des von ihm und Joachim Fiebelkorn 1969 herausgegebenen Buches „Die Olympischen Spiele von Athen bis Mexiko-Stadt“. Er gehört zu den profiliertesten Darstellungen der Vorgeschichte der modernen Olympischen Spiele und könnte zum Beispiel auch in dem Potsdamer Institut, das sich der „Zeitgeschichte des Sports“ widmet, katalogisiert werden.

In aller Welt ist es das Ziel unzähliger Sportler, Teilnehmer der großen Spiele zu sein. In aller Welt wird mit brennendem Interesse das olympische Geschehen verfolgt. Millionen aller Kontinente sind es, die dem olympischen Gedanken anhängen, die in seinem Sinne Sport treiben.

Schon im siebzehnten Jahrhundert gab es in einzelnen europäischen Ländern Bemühungen, die hellenischen Spiele zu erneuern, so in England und Deutschland. All diese Versuche jedoch, nationale Wettkämpfe anstrebend, blieben ohne Erfolg.

Erst am Ende des neunzehnten Jahrhunderts war die Zeit reif für die Erneuerung der Spiele. Das große Verdienst des französischen Humanisten, des Barons Pierre de Coubertin, besteht darin, mit der Universalität seines Wissens, der Genialität seiner Vorausschau, mit Klugheit, großer Tatkraft und unter Einsatz seines persönlichen Vermögens der olympischen Idee den Weg gebahnt zu haben. Gegen den Widerstand der französischen und der internationalen Reaktion schuf er die weltumspannende olympische Bewegung, um dem körperlichen Verfall der Jugend

zu begegnen, den Geist der Demokratie zu stärken, den Friedenswillen und die Verständigung der Völker zu fördern.

Coubertin entstammte dem verbürgerlichten Grundadel, der politisch längst keine Einheit mehr bildete. Der junge Franzose war Anhänger der Republik und der Demokratie. Er begeisterte sich für die Männer der französischen bürgerlichen Revolution und deren Ideen und stand in Opposition zur Politik des französischen Militarismus, der nach Vormachtstellung in der Welt strebte und Revanche für die Niederlage von Sedan verlangte.

Die Aggressivität des französischen Imperialismus entfachte den Widerstand der französischen Arbeiterklasse, die seit dem Jahre 1880 eine von Marxisten geführte Partei besaß und sich dadurch ihrer historischen Rolle immer mehr bewusst wurde. Machtvolle Streiks des Proletariats und die Erinnerung an die Tage der Pariser Kommune versetzten die herrschenden Klassen in permanente Unruhe. Hinzu kam, dass die französische Wirtschaft im Konkurrenzkampf mit der englischen, amerikanischen und deutschen zurückblieb. Frankreich wurde wirtschaftlich bald von Deutschland überflügelt, das bis zum ersten Weltkrieg auch noch England hinter sich ließ. Diese historische Bilanz empfanden die herrschenden Klassen als unerträglich. Ihre wirtschaftliche Niederlage und innenpolitische Schwäche versuchte die französische Reaktion durch die Stärkung des Militarismus auszugleichen. Rassistische und chauvinistische Gedanken wurden verbreitet. Forderungen der Militärs beeinflussten die Erziehung der Jugend in den Bildungsanstalten. In die schulische Körpererziehung drangen immer stärker militärische Übungselemente ein. Das Vereinsleben bot dem übersteigerten nationalistischen Kult mehr Raum denn je. Diese Entwicklung führte zu einer offenen Bedrohung der dritten Republik durch die innere Reaktion. Boulanger, französischer Kriegsminister und Verfechter eines Revanchekrieges gegen Deutschland, versuch-

te 1889 die offene Diktatur zu errichten. Sein Vorstoß scheiterte an dem Widerstand der republikanischen Kräfte, zu denen auch Coubertin gehörte. Schon als Zwanzigjähriger wandte er sich demonstrativ gegen den Militarismus, als er, mit der Familientradition brechend, die Kadettenanstalt verließ und 1883 nach England ging, wo er das College Jesus bei Windsor besuchte. Hier beeinflussten ihn besonders die Lehren des englischen Pädagogen Thomas Arnold. In dessen Erziehungssystem hatte der Sport nicht nur als Mittel zur Herausbildung physischer, sondern vor allem charakterlicher Qualitäten eine besondere Bedeutung. Coubertin, selbst leidenschaftlicher Freund der Körperkultur, beschäftigte die Frage, ob der Sport tatsächlich eine solche Funktion übernehmen könne. So studierte er die Praxis an englischen und amerikanischen Schulen. Weiterhin beschäftigte er sich mit der Geschichte und der Philosophie. Damit legte er die Fundamente für die Universalität seines Geistes und die Weltoffenheit seines Charakters.

Coubertin teilte den Glauben so vieler Humanisten des neunzehnten Jahrhunderts an die Allmacht der Erziehung, an die Veredelung der Gesellschaft durch eine humanistische Pädagogik. Er war gewillt, für die humanistische Erziehung in seinem Vaterland einzutreten. Als Vierundzwanzigjähriger überreichte er 1887 der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Frankreich eine Denkschrift, in der er die Reformierung des französischen Schulwesens begründete.

Der Mangel an Resonanz in den Ministerien konnte Coubertin nicht entmutigen. Und er errang bald den ersten Erfolg. Das Unterrichtsministerium betraute ihn mit der Vorbereitung eines Kongresses über die körperliche Erziehung, der anlässlich der Weltausstellung 1889 in Paris abgehalten werden sollte.

Coubertin erkannte bald, dass die von ihm angestrebte Bewegung zur körperlichen Erziehung der Jugend als einer Vor-

schule der Demokratie demnach nur in Opposition zu den herrschenden Kräften ins Leben gerufen werden konnte.

Coubertin geriet bei den politisch rückständigsten Kräften seines Vaterlandes in Verruf, doch er war Persönlichkeit genug, allen Diffamierungen zum Trotz seinen progressiven Ideen die Treue zu halten und unbeirrbar für ihre Verwirklichung zu kämpfen. In dieser Zeit beschäftigte sich der junge Franzose nicht nur mit Plänen zur Erneuerung der französischen Jugenderziehung. Brennend interessierte er sich für die großen gesellschaftlichen Zusammenhänge seiner Zeit. Seine historischen und philosophischen Studien erlaubten es ihm, weltbewegende Kausalitäten weitgehend richtig zu erkennen. Aufmerksam verfolgte er den Kampf der Völker um Demokratie und Frieden. Dabei entdeckte er in Ansätzen richtig die historische Rolle der Arbeiterklasse.

Die politische Kraft dieser Klasse wuchs in dem Maße, wie die in den verschiedenen Ländern fortschreitende Industrialisierung das Heer der Ausgebeuteten vergrößerte und das Proletariat von den Lehren des wissenschaftlichen Sozialismus Besitz ergriff. Welche Kraft die Arbeiterbewegung unter marxistischer Führung besaß, bewies zu jener Zeit die deutsche Sozialdemokratie, die von 1878 bis 1890 dem Sozialistengesetz widerstand und sich dadurch zur führenden Partei der Zweiten Sozialistischen Internationale entwickelte. Der revolutionäre Kampf der deutschen Arbeiter gegen den verhassten militaristischen Klassenstaat beflügelte auch jene Arbeiterparteien, die sich am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in anderen europäischen Ländern gebildet hatten. Die Arbeiterbewegung war auf dem Vormarsch, und Coubertin begriff, dass sie eine wichtige Rolle im Kampf um Demokratie und Frieden spielen würde. Unter der Losung »Proletarier aller Länder, vereinigt euch!« schloss sie sich über die nationalen Grenzen hinweg zusammen. Sie bekämpfte den Nationalismus und trat für die Verständigung der Völker un-

tereinander und die Festigung des Friedens ein. Durch den Kampf der Arbeiterbewegung erhielt das Streben der Völker nach Frieden und Demokratie erst soviel Gewicht. Nicht zuletzt deshalb konnte Coubertin an diese humanistischen Ziele große Hoffnungen knüpfen. Wie stark der Franzose von dem Bedürfnis der Völker nach Frieden und Demokratie überzeugt war, ließ er in einer programmatischen Rede des Jahres 1895 erkennen.

Auch die neuen Entwicklungslinien im wirtschaftlichen und kulturellen Leben fanden sein Interesse. Aufmerksam verfolgte er, wie die Fortschritte in der Produktion immer stärker zu einer Arbeitsteilung zwischen Volkswirtschaften der einzelnen Länder führten. Als Folge dieser Arbeitsteilung verdichtete sich das Eisenbahn- und Schifffahrtsnetz. Schnellere Verkehrsmittel verkürzten die Reisezeiten. Damit entstanden wiederum günstige Voraussetzungen für die Erweiterung der kulturellen Verbindungen zwischen den Völkern. Mit der Entwicklung der Industrie korrespondierend, machte die Wissenschaft große Fortschritte. Auch sie war auf internationale Verbindungen angewiesen. Die Zwangsläufigkeit der Internationalisierung griff, wenn auch zögernd, auf den Sport über. Es kam zu Vergleichen zwischen Athleten aus verschiedenen Ländern. Vorläufer internationaler Sportvereinigungen entstanden. Als dem französischen Humanisten diese Dynamik bewusst geworden war, fasste er den Entschluss, die Olympischen Spiele nicht auf nationaler, sondern auf internationaler Ebene zu erneuern. Nicht schwärmerische Verehrung antiken Lebens standen also Pate, sondern die Forderungen der Zeit.

Natürlich fanden viele grundlegende Gedanken Coubertins ihren Ursprung in Elementen antiker Erziehungsideale. So beschwor er nicht selten den Geist der griechischen Kalokagathie, den Moralkodex der herrschenden Klasse der Sklavenhalter-Demokratie. Die Kalokagathie bestimmte die Erziehung der Ju-

gend und den Verkehr der Klassenangehörigen untereinander. Ihren Kern bildeten die agonalen Tugenden (agon = Wettkampf). Der Mensch war angehalten, sich in allen Bereichen des Lebens immer wieder zu überwinden und die Angehörigen seiner Klasse in fairem Wettstreit zu übertreffen, um seinem Stande, seiner Sippe und sich selbst gegenüber in Ehren zu bestehen.

Ehrbegriff und Agon waren eng miteinander verbunden. Das Leistungsstreben bezog sich auf die physischen, intellektuellen und moralischen Anlagen des Menschen. Das Menschenideal mit allen seinen Seiten wurde als Einheit betrachtet. Diese der Antike entlehnte Lehre von der allseitigen und harmonischen Entwicklung des Menschen übernahm Coubertin. Immer wieder wies er auf die enge Verbindung der körperlichen Bildung mit allen anderen Seiten der Erziehung des Menschen hin. Dass er darunter eine humanistische Erziehung verstand, braucht nicht eigens betont zu werden. Nicht zuletzt deshalb aber wurde Coubertin oft vor schwierige Entscheidungen gestellt, da die herrschenden Kreise stets versuchten, die olympische Bewegung zu unterwandern und in ihr Gegenteil zu verkehren. Es muss späteren Untersuchungen vorbehalten bleiben, ob ihm die Geschichte mehr Spielraum für Konsequenz bot, als er in Anspruch genommen hat. Dass sein Vorhaben nicht ohne Risiken war, wusste er; denn später äußerte er, dass der olympische Sport »zur Befestigung des Friedens genauso wie zur Vorbereitung zum Kriege« verwendet werden könne. Um dem Missbrauch entgegenzuwirken, mahnte er immer wieder seine Anhänger, die Sportjugend im Geiste der Demokratie, der Völkerverständigung und des Friedens zu erziehen. Mit dieser Mahnung stellte er sich auf die Seite der sozialen Kräfte, die gesetzmäßig berufen waren, die Zukunft der Menschheit zu gestalten. Auf sie vertraute er. Von ihnen erwartete er die entscheidenden Impulse für die Realisierung seiner Idee. Darüber ließ er seine Umgebung nicht im un-

klaren, als er seinen Plan erläuterte: »Dieser Strom entquillt dem großen Bedürfnis nach Frieden und Brüderlichkeit, wie es in der Tiefe jedes Menschenherzen sich regt. Der Frieden ist eine Art Religion geworden, deren Altäre eine von Tag zu Tag wachsende Menge von Gläubigen umgibt ... Die gesunde Demokratie sowie die weise und friedliche Völkerverbrüderung werden in das neue Stadium eindringen und die Gebote der Ehre und Selbstlosigkeit dort in einer Weise hochhalten, dass die Athletik nicht nur der Entwicklung der Muskulatur, sondern zur gleichen Zeit auch der moralischen Vervollkommnung und dem sozialen Frieden dient.« (*Deutsche Turnzeitung*, Jg. 1895, S. 938). Unmissverständlich drückte er damit aus, dass sich die olympische Bewegung erst unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen frei entfalten kann. Zu diesen Bedingungen gehörten nach seiner Ansicht die Macht des Volkes und eine Politik des Friedens. Diese Voraussage bewahrheitete sich später glänzend in den sozialistischen Ländern.

Obwohl Coubertin erkannte, welche sozialen Kräfte Träger der olympischen Bewegung sein mussten, fehlte es ihm an Konsequenz, mit diesen ein Bündnis zu schließen. Dagegen ging er Kompromisse ein und tolerierte seine ärgsten Gegner. Deshalb konnte die olympische Bewegung jahrzehntelang keinen nennenswerten Beitrag zur Festigung des Friedens leisten. Zeit seines Lebens hat sich Coubertin nie ganz von dieser Inkonsequenz trennen können. Er blieb trotz aller Weitsicht in der Illusion befangen, dass eine humanistische Erziehung der Demokratie und dem Frieden Bahn brechen könne.

Mit großer Tatkraft bereitete Coubertin für das Jahr 1894 in Paris einen Kongress zur Gründung der Olympischen Spiele vor. Delegierte aus vielen Turn- und Sportvereinen aller Kontinente wurden eingeladen. Wie zu erwarten, war Coubertins Initiative zahlreichen Angriffen ausgesetzt. Die belgische Turnföderation

erklärte die Grundsätze des Sports, das Rekordstreben und die Internationalität als nicht akzeptabel und lehnte die Einladung ab. Der französische Turnverband wiederum stieß sich an dem Kreis der eingeladenen Nationen. Er war nur bereit, am Kongress teilzunehmen, wenn deutsche Vertreter ausgeschlossen blieben.

Coubertin ließ sich nicht beirren. Am 16. Juni 1894 wurde der Kongress in der Pariser Sorbonne eröffnet. Er dauerte bis zum 25. Juni. Zweitausend Besucher nahmen an ihm teil, darunter 79 offizielle Delegierte von 49 Organisationen der Körperkultur in Frankreich, Griechenland, Russland, Italien, England, Australien, Belgien, Schweden, Spanien, Ungarn, Böhmen, Nordamerika und den Niederlanden. Deutschland war nicht vertreten.

Coubertin hatte die deutschen Organisationen über den Sekretär des Straßburger Fußballclubs, den deutschen Militärattaché in Paris, Oberst von Schwartzkoppen, und den führenden Kopf des Berliner Unions-Clubs, General von Podbielski, eingeladen. Aber keiner hatte die Einladungen an zentrale Instanzen der damaligen deutschen Turn- und Sportbewegung weitergeleitet.

Coubertin wandte sich dann an den Redakteur der Berliner Zeitung Sport und Spiel, Bloch, mit der Bitte, das Programm des Kongresses zu publizieren. Obwohl Bloch dieser Bitte nachkam, blieben die deutschen Sportfunktionäre dem Kongress fern. Der Hauptgrund ist auch hier in nationalistischen Vorbehalten zu suchen.

Coubertins Plan zur Erneuerung der Olympischen Spiele fand bei den Kongressteilnehmern Zustimmung. Zugleich wurden wichtige olympische Prinzipien beschlossen und Anregungen für die Organisation der Wettkämpfe gegeben. Die Sportorganisationen aller Länder sollten das Recht erhalten, an den Spielen teilzunehmen. Die Teilnahme wurde damals noch nicht von einer

Unterstellung unter ein Nationales Olympisches Komitee abhängig gemacht. Es wurde aber entschieden, dass ein Land nur durch seine Angehörigen vertreten sein konnte. Später präzisierte das olympische Führungsgremium diesen Passus: »Wer bei den Olympischen Spielen oder in anderen internationalen Wettkämpfen schon unter den Farben einer Nation an den Start gegangen ist, kann bei den folgenden Olympischen Spielen nicht die Farben einer anderen Nation tragen ...« Dadurch war es einem Sportler, der vor seinem ersten internationalen Start einen Staatenwechsel vollzogen hatte, erlaubt, für das Land zu starten, dessen Staatsbürger er zur Zeit der Olympischen Spiele war. Jene, die nach dem ersten internationalen Wettkampf eine neue Staatsbürgerschaft erworben hatten, durften dieses Recht nur beanspruchen, wenn ihre ursprüngliche Heimat in ein anderes Land staatsrechtlich eingegliedert worden war oder sich die Staatszugehörigkeit durch eine Vermählung geändert hatte. Die aufgeworfene Frage hatte später für Athleten Bedeutung, in deren Land kein NOK existierte, die aber an den Olympischen Spielen teilnehmen wollten. So war es möglich, dass diese Sportler die Staatsangehörigkeit eines Olympialandes erwarben und dessen Farben vertraten; denn staatsrechtlich waren sie Angehörige dieses Landes, obwohl sie ihren Wohnsitz nicht dort hatten. Es war verständlich, dass die Athleten den Wunsch hatten, für ihr Heimatland zu starten, sobald sich in diesem ein NOK gebildet hatte. Diesen Wunsch respektierte das IOC. Modifiziert wurden diese Ausnahmebestimmungen auf die Athleten der Dominien und Kolonien übertragen. So wie der auf dem Pariser Kongress formulierte Passus über die Vertretung der Länder im Verlauf der Zeit präzisiert wurde, mussten später auch andere Bestimmungen vervollständigt werden. Das galt besonders für die Amateurformel, um die der Streit noch heute andauert. Der Pariser Kongress griff nicht auf englische Amateurparagrafen

zurück, die im Sport für eine strenge Trennung der Klassen sorgten. Ältere Amateurbestimmungen englischer Leichtathletikklubs lauteten beispielsweise: »Keine Person soll als Amateur angesehen werden, die jemals mit oder gegen einen Professionalen um irgendeinen Preis gekämpft hat; die jemals gelehrt hat oder beim Training von leichtathletischen Übungen irgendwelcher Art beschäftigt war oder dabei assistiert hat, um damit einen Lebensunterhalt zu erwerben, oder die von Beruf Mechaniker, Handwerker oder Arbeiter ist.« (*Hochschulblatt für Leibesübungen*, Jg. 1930/31, S. 133). Nur solche Sportler galten demnach als Amateure, die sich nicht durch ihrer Hände Arbeit Geld verdienen. Methodisch ging der Pariser Kongress ähnlich vor wie die Verfasser der englischen Amateurbestimmungen; denn nicht die Merkmale eines Amateurs, sondern die des Profis wurden aufgezählt. Dadurch wurde in Paris der Amateurstatus nur indirekt bestimmt. Der Kongress legte fest, dass unter Professionals solche Athleten zu verstehen seien, die aus dem Sport ein Gewerbe machen oder gemacht haben. Deshalb sollten bei den Olympischen Spielen keine Geld-, sondern ausschließlich Ehrenpreise verteilt werden. Verglichen mit den englischen Amateurbestimmungen, brachte die Pariser Formel einen beachtlichen Fortschritt. Sie ließ erkennen, welchen Wert Coubertin auf die Teilnahme der Arbeiter, Handwerker und Bauern an den Spielen legte, obwohl dem noch große Hindernisse im Wege standen. Ihre soziale Lage erlaubte es ihnen nicht, sich einer systematischen sportlichen Betätigung zu widmen, zu trainieren und die kostspieligen Reisen zu internationalen Wettkämpfen zu finanzieren. Das Amateurproblem beschäftigte die olympische Bewegung immer wieder. Der Amateurismus hat nur als Antipode des Professionalismus eine Existenzgrundlage. Dem Professionalismus liegt das Prinzip des Kapitalismus, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, zugrunde. Nicht der ge-

sunde Mensch, sondern der Profit ist der Endzweck des dekadenten Sports. Nur so erklärt es sich, dass die Finanzgewaltigen und ihre Handlanger, die Manager, skrupellos den Menschen aufs Spiel setzen und die Demoralisierung der sporttreibenden Jugend betreiben. Das »Geschäft« gebietet es ihnen, sich im Amateurlager nach neuen Opfern umzusehen. Es ehrt die Initiatoren der olympischen Bewegung, dass sie von Anfang an gegen den Professionalismus zu Felde zogen. Aber der Professionalismus ist als Dekadenzerscheinung des Kapitalismus nicht auszumerzen, indem seine Erscheinungsformen angeprangert werden. Er wird erst dann aussterben, wenn seine sozialen Wurzeln vernichtet sind. Wo der Professionalismus aber nicht mehr existiert, bedarf es auch des Amateurismus als Gegenbewegung nicht mehr. Dort entwickelt sich der Sport nach neuen Gesetzen, wird die Körperkulturbewegung ihrer Funktion zur Vervollkommnung des Menschen gerecht. Dieser Prozess hat sich in den sozialistischen Ländern vollzogen. Deshalb gibt es hier auch kein Amateurproblem mehr.

Der Kongress beschloss außerdem, die ersten modernen Olympischen Spiele im Jahre 1896 auf griechischem Boden abzuhalten. Von diesem Zeitpunkt an sollten sie regelmäßig im Abstand von vier Jahren durchgeführt werden. Entgegen seiner ursprünglichen Absicht, die Premiere der modernen Spiele 1900 in Paris zu feiern, ließ sich Coubertin von dem griechischen Delegierten Bikelas davon überzeugen, dass Athen der würdigste Platz dafür sei.

In Paris konstituierte sich das Internationale Olympische Komitee, das sich an die Spitze der olympischen Bewegung stellte. Die Präsidentschaft sollte für jeweils vier Jahre von einem Manne ausgeübt werden, dessen Heimatland mit der Durchführung der nächsten Spiele beauftragt war. So wurde das Mitglied des Panhellenischen Turn-Clubs, Bikelas, erster Präsident des IOC.

Als Generalsekretär wurde Pierre de Coubertin berufen. Dem Komitee gehörten weiterhin an: Callot aus Frankreich, Amphill und Herbert aus England, von Boutowsky aus Russland, Dr. Guth-Jarkowski aus Prag, Balck aus Schweden, Cuff für Neuseeland, Professor Zubiaur aus Argentinien, Kémény aus Ungarn, Graf Palli für Italien, von Bousies aus Belgien und Sloane aus den USA.

Coubertin war bestrebt, die Unabhängigkeit des Internationalen Olympischen Komitees zu sichern. Die Mitglieder des IOC sollten sich nicht als Vertreter egoistischer Interessen der Nationen oder Verbände, sondern als Vertreter des IOC betrachten. Er wandte sich deshalb gegen eine Delegation ins IOC und führte das Prinzip der Selbstergänzung ein. (...) Als empfindliche Schwäche empfand Coubertin die Tatsache, dass Deutschland an der Gründung der olympischen Bewegung nicht beteiligt war. Zwar befand sich ein Baron von Reiffstein in Paris, da er aber kein Mandat einer deutschen Sportorganisation besaß, konnte er nicht als offizieller deutscher Vertreter auf dem Kongress geführt werden.

Dennoch hätte nichts im Wege gestanden, gemäß der von Coubertin verfolgten Souveränitätspolitik, Reiffstein als Vertreter deutscher Interessen zu betrachten. Es muss dahingestellt bleiben, wie der Deutsche zu dieser Möglichkeit stand, ob er fachlich überhaupt genug ausgewiesen war. Jedenfalls hielt sich die Kongressleitung nicht an ihn.

Um Deutschland auf keinen Fall auszuschließen, wählte der Kongress auf Vorschlag des Franzosen Frédéric Passy den Deutschen R. Feldhaus, Vorsitzender der deutschen Friedensgesellschaft, als Ehrenmitglied des Kongresses, obwohl er sich nicht in Paris aufhielt. Die Wahl dieses Repräsentanten des friedliebenden Bürgertums lässt erkennen, in welchem Sinne die

sportlichen Verbindungen zu Deutschland geknüpft werden sollten.

Coubertin vor allem wollte den Sport in den Dienst der Ausöhnung zwischen Frankreich und Deutschland stellen.

Das erste IOC blieb ohne deutschen Vertreter. Auch Feldhaus konnte nicht vorgesehen werden, da seine persönliche Zustimmung für die Wahl nicht eingeholt worden war.

Rechtsstehende deutsche Zeitungen beantworteten die Pariser Beschlüsse mit einer Hetzkampagne. Coubertin wurde unterstellt, deutsche Vertreter absichtlich nicht eingeladen zu haben, um auf diese Weise die Bestrebungen der französischen Außenpolitik zu unterstützen, die auf eine internationale Isolierung Deutschlands abzielte. Als die französische Zeitung »Gil Blas« ein Interview mit Coubertin veröffentlichte, in dem diesem antideutsche Äußerungen unterschoben wurden, erhielt die reaktionäre deutsche Presse neuen Auftrieb, obwohl Coubertin gegen die Verfälschung seiner Aussagen protestierte.

Unter solchen Umständen hatten es die Verfechter des olympischen Ideen in Deutschland schwer, Resonanz zu finden.

ERINNERUNGEN AN OLYMPIA 1928

Die Olympischen Spiele 1928 in St. Moritz und Amsterdam waren die ersten, zu denen auch deutsche Sportler wieder eingeladen worden waren. Nach Ende des Ersten Weltkriegs hatte das Internationale Olympische Komitee beschlossen, die Deutschen als die Schuldigen am Krieg von den Spielen auszuschließen. Weder 1920 nach Antwerpen noch 1924 nach Paris waren sie eingeladen worden. 1928 lud man sie wieder ein. Um die damalige Position der Spiele zu illustrieren, veröffentlichen wir im folgenden die Geleitworte des 1925 von seiner Funktion als IOC-Präsident zurückgetretenen Baron de Coubertin und seines Nachfolgers in dieser Funktion, des Belgiers Graf de Baillet-Latour, und den Erlebnisbericht eines deutschen Teilnehmers an den Winterspielen in St. Moritz, Erich Recknagel. Der erfolgreiche Skispringer gehörte später zu den Pionieren der demokratischen Sportbewegung in der DDR und fungierte viele Jahre als Internationaler Skikampfrichter.

DIE SCHWEIZ UND DIE OLYMPISCHE BEWEGUNG

Von PIERRE DE COUBERTIN (1863 – 1937)

Meine Freunde vom Schweiz. Olympischen Komitee wünschen ein Vorwort für ihr Album von mir. Ich kann ihnen sagen, daß für mich das Bedauern darüber, den IX. Olympischen Spielen nicht selbst beiwohnen zu können, durch die Feststellung der Solidität des Werkes, das ich nach 30-jähriger Arbeit in die Hände meiner Nachfolger legen durfte und dessen Grundsätze längst die freudige Zustimmung der Völker erfahren haben, bedeutend gemildert wurde.

Nun läßt sich nicht leugnen, daß die Schweiz an der Erreichung des Zieles, das mir bei der Schöpfung der modernen olympischen Spiele vorschwebte, in hohem Maße beteiligt war. Sie hat mir zuerst das endgültige, stabile Aktionszentrum geliefert. Ich darf heute mit ruhigem Gewissen sagen, daß ich dem modernen Olympismus eine würdige Hauptstadt gegeben habe, als ich seinerzeit Lausanne zum Zentrum der olympischen Tätigkeit machte. Kann man sich übrigens die Schweiz ohne ihre Turner und Skifahrer vorstellen? ... Deshalb hat es mich auch mit aufrichtiger Freude erfüllt, als im Amsterdamer Stadion drei Schweizer Flaggen zugleich hochgingen, die einen dreifachen und eklatanten Sieg verkündeten. Übrigens stellte das Ereignis bloß die gerechte Belohnung für die unermüdliche Arbeit dar, welche die turnerische Jugend dieses Landes im Dienste der Körperkultur leistet, um die Achtung vor den sportlichen Tugenden, als da sind Kraft, Gewandtheit und Selbstdisziplin zu erhöhen. Was die olympischen Winterspiele von St. Moritz anbetrifft, deren organisatorische Leitung sich gegen die unerwarteten Malignen der ungewöhnlich hohen Temperatur durchzusetzen mußte,

so stellten sie die Wintersports resolut in den Rahmen der olympischen Spiele. Man hat seit 1894 an diese Möglichkeit gedacht und sie von 1908 ab auch teilweise verwirklicht. Warum auch nicht? Ist der Gipfel des Olymp nicht auch von Schnee bedeckt?

Es gibt noch einen Umstand, den ich nicht mit Schweigen übergehen darf. Dreimal hintereinander, in Antwerpen, Paris, Amsterdam, hat die Schweizer Kolonie das richtige Maß für die unter solchen Umständen nötige Verbindung von patriotischem Eifer und dem für eine Einrichtung von der Wahrung der internationalen olympischen Spiele unentbehrlichen Weltgeist bewiesen. Dreimal hintereinander wurde die Augustfeier während den Spielen in einer Art und Weise gefeiert, die geeignet war, der Welt zu gleicher Zeit die Kraft und weise Mäßigung des nationalen Gefühls der Schweizer vor Augen zu führen. Wie nützlich ist dieses von der ältesten Demokratie der Welt gegebene Beispiel in einer Zeit, wo das Gleichgewicht in der idealen Denkweise empfindlich gestört ist, wo man unter dem Regiment entfesselter Leidenschaften lebt und den Beifall nicht immer nach Gerechtigkeit verteilen, die Leistungen des Gegners nicht immer nach Verdienst zu werten weiß! Alles das wird in den olympischen Annalen verzeichnet bleiben. Wir empfinden Dankbarkeit dafür, und ich benütze die Gelegenheit gerne, um hier meine besten Wünsche für den Erfolg eines Werkes zu formulieren, das sich seiner Vorläufer als würdig erweisen wird; denn auch auf diesem Boden haben sich schweizerische Qualität und Ausdauer durchgesetzt. Die über die früheren olympischen Spiele veröffentlichten Erinnerungswerke zählen zu jenen Dokumenten, über die jede Sportbibliothek verfügen muß. Zürich und Lausanne arbeiten so, durch die gleichen Ideale angeregt, die während vielen Jahrhunderten das Reich des antiken Olympismus beherrschten, einträchtiglich an der Verewigung des Andenkens an die verflochtenen olympischen Spiele zusammen.

AMSTERDAMER LEHREN

Von HENRI DE BAILLET-LATOURE (1876 – 1942)

Die IX. Olympischen Spiele dürften – genau wie diejenigen des Jahres 1912 – auch die größten Pessimisten von dem ungeheuren Prestige überzeugt haben, das die Spiele in der ganzen Welt genießen. Sie dürften bewiesen haben, daß der feste Wille der Athleten, an den Spielen teilzunehmen, genügt, um ihnen den Erfolg zu sichern.

Wie die Stockholmer Spiele durch eine große Zahl von Zuschauern besucht und durch die Begeisterung gefördert, von der sie in den zu ihrer Durchführung auserwählten Ländern getragen wurden, müssen die Spiele von St. Moritz und Amsterdam auf die sportliche Entwicklung in der Schweiz und in Amsterdam einen ganz vortrefflichen Einfluß ausgeübt haben.

Ausgezeichnet organisiert, wickelten sie sich in einer Atmosphäre des Friedens und der herzlichen Freundschaft ab, was Zeugnis ablegte von den Fortschritten, welche die vorausgegangenen Spiele im Hinblick auf die Erziehung zu sportlichem Denken und zur Kameradschaft vermittelten.

Indessen hat auch hier die Medaille ihre Kehrseite.

Die große Gunst, deren sich die olympischen Spiele in der Öffentlichkeit erfreuen, gestaltet die Aufgabe schwierig, dem Werke den Charakter der Ehrlichkeit und Ritterlichkeit zu wahren, den ihm sein Gründer verlieh.

Wenn auf der einen Seite das Bestreben vorherrschen muß, die gesunde Rivalität unter Völkern zu erhalten, damit der Wert der olympischen Spiele eine weitere Steigerung erfährt, sollte auf der anderen Seite verhindert werden, daß der Wunsch, an den Spielen möglichst große Erfolge davonzutragen, in den vier zwischen den Olympiaden liegenden Jahren die ganze Energie

auf die Züchtung von Meistern ablenkt, so zwar, daß der Versuch aufgegeben wird, die ganze Nation moralisch und physisch aus der rationellen Pflege der Leibesübungen Vorteile ziehen zu lassen.

Man muß auch nicht außer Acht lassen, daß die olympische Medaille in den Augen von Athleten, die von den fortgesetzten Beifallskundgebungen ihrer Anhänger berauscht sind, geringeren Wert besitzt als in der Ansicht von Wettkämpfern, die aus reiner Liebe zum Sport während ihrer Mußestunden auf den Spielplätzen, in den Schwimmbassins, in den Fechtsälen und auf anderen Übungsfeldern ihrem Lieblingssport huldigen. Um dafür zu sorgen, daß die Entwicklung auf diesem Wege weiterführt, braucht man keine Neuschöpfung zu machen; es genügt, wenn alle Sorgfalt darauf verwendet wird, die sportlichen Lehren und die Prinzipien Pierre de Coubertins zu propagieren, indem man sie der modernen Zeit anpaßt und indem man den durch den Krieg herbeigeführten Umwälzungen gebührend Rechnung trägt. Man muß auch gegen die überbordende Begeisterung der Massen ankämpfen, die natürlich eine Vorliebe fürs Schauspiel haben, und darf deshalb die Erziehung der Zuschauer nicht vernachlässigen, die im sportlichen Geist erzogen werden müssen, so zwar, daß sie ihre Anerkennungsäußerungen nicht bloß für ihre Landsleute reservieren, sondern der besten Leistung Beifall zollen lernen.

Die große Volkstümlichkeit der Spiele erlaubt es ihren Verfechtern, streng zu sein, selbst auf die Gefahr hin, daß sich Desertionen ereignen. Die Hüter des olympischen Feuers dürfen auf den Beistand einer genügenden Zahl wahrer Sportsleute an allen vier Ecken der Welt zählen, um die kommenden Spiele unter Beteiligung der Blüte der sportlichen Jugend würdig feiern zu können, wo es auch immer sei.

WIE WIR NACH ST. MORITZ REISTEN

Von ERICH RECKNAGEL (1904 – 1973)

Im Trainingslager waren wir in Oberstaufen in einem Gasthaus untergebracht, wo es sehr kalt war. Um uns aufzuwärmen, liefen wir abends Schlittschuh. Kurz vor Weihnachten fiel etwas Schnee, sodaß wir die kleine Sprungschanze in der Nähe benutzen konnten. Über Weihnachten erhielten wir bis 5. Januar Urlaub und durften – auf eigene Kosten – nach Hause fahren. Ich zog es vor zu bleiben und hatte dadurch Gelegenheit weiter auf der Schanze zu trainieren. So gab es zu Beispiel zwischen Weihnachten und Neujahr in Oberstaufen und Umgebung einige Wettkämpfe, von denen ich zwei gewinnen konnte.

Das Training in stand ab Januar 1928 unter der Leitung von Trainer „Hailer“, der früher auch ein aktiver Sprinter - und auch aktiver Springer gewesen war.

Noch vor der Abreise nach St. Moritz fanden einige Wertungswettkämpfe statt und danach mussten einige Aktive, die nicht die geforderte Leistung gebracht hatten, die Heimreise antreten.

Da ich beim letzten Springen gestürzt war, wäre ich beinahe auch noch um meine Chance gekommen. Man gestattete mir einen Sprung außer Konkurrenz und da übertraf ich alle anderen um fünf Meter und wurde deshalb in die Olympia-Mannschaft aufgenommen, worüber ich natürlich glücklich war.

Die Abreise von Oberstaufen nach St. Moritz wurde am Bahnhof mit Pauken und Trompeten gefeiert. Wir fuhren 3. Klasse und hatten vorher die Olympiaausrüstung erhalten: 1 Windbluse, 1 Springerhose, 1 Knickerbockerhose, 1 Springer-Pullover, 1 Repräsentation-Pullover und 1 Springermütze (Sturzkappe).

An Skimaterial erhielten wir ein paar norwegische Sprungski aus Hickoryholz, weich mit drei Rillen und drei Tuben Paraffin.

Delegations-Leiter war Albert Ganzenmüller vom Skiverband und dazu kam ein Sportlehrer, der gleichzeitig als Masseur eingesetzt wurde.

Unser Olympiaquartier war das Hotel „Engadin“ in Pontresina, etwa acht Kilometer von St. Moritz entfernt. Dort waren jeweils zwei Aktive in einem Zimmer untergebracht. Ich wohnte mit Max Kröckel aus Neuhaus zusammen. Vor dem Frühstück mußten wir zehn Minuten Gymnastik absolvieren. Dann ging es zu einer Schanze, die auf halbem Wege zwischen Pontresina und St. Moritz stand und auf der das Training stattfand. Das Problem war, daß es eine schwer zu springende Schanze war, weil der kleine Schanzenturm direkt am Aufsprunghang stand. Bei vielen Sprüngen brachen die Skispitzen weg. Die Weiten betrug um die 35 und 40 Meter.

Acht Tage nach unserer Ankunft fand dann ein Sprunglauf auf der großen Bernina-Schanze in Pontresina statt, an der die meisten zu Olympia angereisten Mannschaften teilnahmen. Ich gewann das Springen mit Weiten von 66 Meter und 63 Meter und einen Wanderpreis und ein silbernes Essbesteck. (Diesen Wanderpreis habe ich übrigens ein Jahr später mit Erfolg verteidigt, wobei ich mit 74 Metern die größte bis dahin in der Welt erzielte Weite erreichte!)

Nach diesem Sprunglauf in Pontresina setzten wir unser Training in St. Moritz fort, in dem wir jeden Tag mit geschulterten Skiern den Weg in den Olympiaort zurücklegten. Einmal trafen wir an der Schanze ein und fanden sie durch eine Kette versperrt. Es war Neuschnee gefallen und es fand sich niemand, der ihn wegräumte. Ich hatte mit Kröckel zusammen den Weg zurückgelegt und wollte nicht unverrichteter Dinge heimkehren. Ich öffnete die Kette, stieg die Schanze hinauf und sprang, und dieses Wagnis sollte mir zum Verhängnis werden. Ich stürzte auf

dem stumpfen Hang und zog mir schwere Prellungen zu. Drei Tage lag ich im Bett.

Acht Tage vor der Eröffnung der Spiele kam es zu einem Wetterumsturz und Training war auf der Olympia-Schanze gar nicht mehr möglich. Die Anlage war zu einer Eisbahn geworden. Die Gastgeber mobilisierten zahllose Freiwillige, die Schnee von den Bergen heranschafften. Dann wandelte sich das Wetter wieder über Nacht und so konnte ein Tag vor der Entscheidung wieder trainiert werden.

Auch die Olympia-Schanze hatte nur einen höchstens fünf Meter hohen Anlaufurm und war schwer zu springen. Immerhin wurden an jenem Trainingstag bis zu 64 Meter erreicht.

Schon damals zogen alle Teilnehmer zur Eröffnung der Spiele ins Stadion ein. Wir Skispringer trugen dicke Pullover, eine Ohrenmütze und hatten die Skier geschultert. Der Schweizer Bundespräsident Schulthess eröffnete die Spiele auf einem simplen Holzgerüst, das man in der Mitte des Stadions gezimmert hatte. Höchster Gast war der Prinzgemahl der niederländischen Königin.

Interessant war, daß man mit Hilfe von Sponsoren zum ersten Mal in der Geschichte der Spiele ein sportärztliches Zentrum eingerichtet hatte, in dem jeder Teilnehmer vor dem Start gründlich untersucht wurde. Dafür hatte man sogar eine Röntgenanlage und einen Elektrokardiographen installiert. Die Ergebnisse der Untersuchungen dürften die ersten fundamentalen Erkenntnisse der Sportmedizin gewesen sein. Sie wurden – dank der Finanzierung durch eine Bergbahngesellschaft – sogar gedruckt.

Am nächsten Tag fiel die Entscheidung. Von jeder Nation waren vier Springer zugelassen. Die Norweger beherrschten die Szene. Ulf Andersen erreichte schon im ersten Durchgang 60 Meter und ging dadurch an die Spitze. Sein größter Rivale Thule Thams schaffte die gleiche Weite. Im zweiten Durchgang kam er

bis auf 72 Meter, stürzte dann aber schwer. So kam Sigmund Ruud auf den zweiten Rang.

Ich hatte – nach der Weisung des bayerischen Trainers – meine Skier völlig verwachst, landete bei 49 Metern und vergab damit alle Chancen. Ich holte die Ersatzskier, die ich noch mitgenommen hatte und wachste die nach meinem Gutdünken. Dann stieg ich wieder hinauf und schaffte die drittgrößte Weite des zweiten Durchgangs: 62 m. Ich ärgerte mich die Plätze, denn wenn ich im ersten Sprung nur 57 m geschafft hätte, wäre mir eine Medaille sicher gewesen. So mußte ich mich mit dem elften Rang abfinden. Martin Neuner war mit 50 m und 57 m auf den neunten Platz gekommen. Die Siegerehrung für alle Disziplinen fand am Abschlußtag der Spiele nach dem letzten Eishockeyspiel – Kanada bezwang die Schweiz mit 13:0 – statt.

GESCHICHTE DES WINTERSPORTS IN BROTTERODE

Von ROBERT SCHMALWASSER(†)

2005 hatte Brotterode den hundertsten Jahrestag der Gründung des Wintersports gebührend gefeiert. Es war auch eine Festschrift „100 Jahre Wintersport“ erschienen. In den Archiven fanden wir eine von Robert Schmalwasser herausgegebene Festschrift, die 1965 zum 60. Jahrestag erschienen war und hielt einige Passagen für zitierenswert.

Am 14. Februar 1905 wurde in Brotterode ein Verein zur Förderung des Wintersports gegründet. Die Initiatoren, unter ihnen der Arzt Dr. med. Mansfeld, folgten damit einer Aufforderung des am 23. Januar gegründeten Thüringer Wintersport-Verbandes, dem sich der Brotteroder Verein als Ortsgruppe anschloß. Am Gründungstag versammelten sich die Sportbegeisterten – mehr aber noch die Schaulustigen – auf der Festwiese am Seimberg. Zwei Norweger bauten einen behelfsmäßig hergerichteten Sprunghügel und zeigten die ersten Sprünge. Die Weiten lagen zwischen 12 - 18 Metern.

Der weiße Sport fand schnell seine Anhänger. In kleinen Veranstaltungen wurden die wenigen Groschen eingebracht, um den ersten Holzhügel auszubauen. Am 6. Januar 1907 hob man das erste große Wintersportfest aus der Taufe. Unter Leitung des Oberleutnants Orre aus Drontheim (Norwegen) traten über 100 Skiläufer und Rodler zu den ersten Wettkämpfen in Brotterode an.

Jahrzehntelang bezeichneten die hiesigen Einwohner den ehemaligen königlichen Landrat Dr. Hagen als Förderer des Wintersports. Die Sprungschanze am Seimberg und ein zentra-

ler Platz im Ort trugen seinen Namen. Die Chronisten wissen sogar zu berichten, daß der „wohltätige“ Landrat dem Wintersportverein ein paar Dutzend Schneeschuhe schenkte. Die historische Wahrheit sagt etwas Anderes aus.

Es ist Tatsache, daß 1909 auf Verfügung des Landrats Hagen in Brotterode und in anderen Orten des Kreises Schmalkalden sogenannte Jünglings-Wintersportmannschaften entstanden. In Brotterode gab es davon zwei Knabenmannschaften, die sich aus Schülern der gewerblichen Fortbildungsschule konstituierten. Jede Mannschaft bestand aus zwölf Jugendlichen, sie wurden „Inselberg“ und „Glückauf“ genannt.

Es ist auch Tatsache, daß in den folgenden Jahren staatliche Wintersportkurse unter Leitung des Norwegers Wiborg Thune aus Christiania abgehalten wurden. Der eigentliche Zweck dieser „Förderungsmaßnahmen“ blieb bis 1914 das Geheimnis des Landrats.

Die dritte Tatsache ist die wichtigste für unsere historische Betrachtung: Nach Ausbruch des ersten Weltkrieges hatte Landrat Hagen nichts Eiligeres zu tun, als seine Jünglingsmannschaften in die Jugendwehr umzuwandeln. Innerhalb weniger Tage standen im Kreis Schmalkalden 14 Kompanien mit 1400 Jugendlichen als Kanonenfutter bereit. Die Brotteroder Kompanie führte den Namen „Glückauf“. Ihr Bestand rekrutierte sich aus dem hiesigen Wintersportverein. Die Jugendwehr zog in den Krieg. Und einhundert junge Männer kehrten nie wieder in ihre Heimat zurück. Viele der Gefallenen waren Mitglieder des Vereins zur Förderung des Wintersports gewesen.

Wenn es ein Mann verdient hat, als echter Förderer des Wintersports in dieser ersten Etappe genannt zu werden, dann ist das Dr. med. Mansfeld. Sein Wirken als langjähriger Vorsitzender des Vereins ist auch unmittelbar mit dem Neuaufbau des Ortes nach dem großen Brande verbunden. Er hat Brotterode in

der Sportwelt bekannt gemacht und dem idealen Wintersportgelände Zuzug verschafft.

Die Älteren unter uns kennen noch die Namen der bekanntesten Thüringer Sprungläufer dieser Zeit: Karl Böhm-Hennes aus Ernstthal, Otto Wagner, Oskar Nickel aus Brotterode und andere zeigten dem sportbegeisterten Publikum, das aus allen Kreisen Thüringens zusammenkam, die ersten 35-m-Sprünge.

Im Jahre 1922 stellte der Kreis Schmalkalden 20.000 Mark zum Ausbau der Sprungschanze am Seimberg zur Verfügung. Dabei fand ein Teil der arbeitslosen Männer vorübergehend Arbeit. 4.000 bis 5.000 Kubikmeter Erde wurden bewegt. Im Wintersportjahr 1924/25 - nach langer Pause - wurden zum ersten Male in Brotterode die Thüringer Meisterschaften ausgetragen. Max Kröckel aus Neuhaus und der Brotteroder Rudolf Lesser erreichten auf der Hagenschanze Weiten bis zu 45 Metern.

1930 wurde die Hagenschanze zur Großschanze umgebaut. Zum erstenmal fand ein Länderspringen mit internationaler Besetzung vor 15.000 Zuschauern statt. Die Thüringer Springer Rudolf Lesser, Oskar Fuchs, Erich Recknagel und andere stellten ihr Können unter Beweis und rückten zur nationalen Klasse auf. Zu den bekanntesten internationalen Startern zählten damals die Norweger Morwinkel und Koberstand sowie die Österreicher Blumel und Gumpold. In den dreißiger Jahren stand Brotterode mit seinem Nachwuchs mit an der Spitze der leistungsstarken Wintersportler.

Leider trübte der faschistische Raubkrieg dann erneut viele Hoffnungen. Die besten einheimischen Springer, Albin Fuchs, Oskar Fuchs, Herbert Nickel, Bubi Teubner (mit zwölf Jahren schon unter den Sprungläufern auf dem großen Bakken), Emil und Oskar Münch, Heinz Clemen, Karl Engel, um nur einige zu nennen, kehrten aus dem Krieg nicht zurück.

Erst 1946 konnte mit dem Neuaufbau der Wintersportgemeinschaft begonnen werden. Ein neues Kapitel in der Geschichte des Sports, die Entwicklung zur breiten Volkssportbewegung begann. Durch Unterstützung unserer Regierung wurden Investitionsbeträge zum Ausbau der Sportanlagen bewilligt. Über 300.000 MDN waren notwendig, um die Inselbergschanze zu einer der größten und schneesichersten Sprungschanzen der DDR auszubauen. Die Werktätigen der Brotteroder Betriebe leisteten in vielen freiwilligen Arbeitsstunden Vorbildliches. Ca. 2.000 cbm Erdmassen wurden bewegt. Eine besondere Hilfe gaben die Funktionäre der IG Metallurgie und das Ministerium für Bergbau und Hüttenwesen. Bei der natürlichen Höhenlage zwischen 700 und 800 Metern über dem Meeresspiegel kommt es bei normalen Witterungsverhältnissen in den Wintermonaten kaum vor, daß Veranstaltungen wegen Schneemangels abgesagt werden müssen. Nach dem Umbau der Schanze liegt der kritische Punkt bei 80 Metern. Die Aufsprungbahn gestattet Sprünge bis zu 90 Metern. Der gesamte Höhenunterschied der Anlage beträgt 118 Meter. Heute ist die Inselbergschanze nach den Schanzen im Kanzlersgrund (bei Oberschönau) und Klingenthal die drittgrößte Anlage unserer Republik.

Zur Förderung des talentierten Nachwuchses erhielt die Inselbergschanze ihre zwei „Kinder“, die Pionier- und die Jugendschanze sowie am Seimberg eine mit Kunststoffmatten belegte Schülerschanze, die den Namen „Oskar-Fuchs-Schanze“ trägt.

Aus den bescheidenen Anfängen wurde eine wissenschaftliche Trainingsstätte. Erfahrene Trainer entwickeln Weltmeisterschafts- und Olympia-Teilnehmer und sichern den Kadernachwuchs unserer Nationalmannschaft. International anerkannte Skispringer wie Werner Lesser, Dieter Bokeloh, Dieter Neundorf, Kurt Schramm, Alfred Lesser sind aus dieser Spezialspringerschule hervorgegangen.

Ein Sohn unserer Bergstadt, Werner Lesser, neben Hugo Peter heute Trainer des ASK „Vorwärts“, zählt zu den ersten Spezialspringern, die unserer Republik internationales Ansehen verschafften.

Als erste Betriebssportgemeinschaft richtete die BSG „Stahl“ Brotterode im Jahre 1957 die VIII. Deutschen Wintersportmeisterschaften in den nordischen Disziplinen aus. Auch die Schüler und Pioniere sowie die Jugend des Kreises Schmalkalden und des Bezirkes Suhl sowie die Angehörigen unserer Nationalen Volksarmee kämpften im Wintersportgebiet Brotterode schon oft um Meistertitel.

OLYMPISCHE “ERINNERUNGS”- TABELLE

1972 gehörte die “internationale sportkorrespondenz” (isk) zu den führenden Sportnachrichtenagenturen Europas. Heute beschränkt sie sich auf das Management großer Veranstaltungen. Umso reizvoller ein Blick zurück in das Jahr 1972 – Jahr der Olympischen Sommerspiele München – und eine Nachricht der isk vom 12.9.72:

DDR ist Sportland Nummer 1

Zwar stehen die Supermächte UdSSR und USA in der Zahl ihrer Winter- und Sommersportmedaillen mit 115 bzw. 101 klar an der Spitze, aber im Verhältnis zur Zahl ihrer Bevölkerung nehmen sie nur den 19. bzw. 20. Platz ein. Als Sportland Nummer 1 muss man die DDR bezeichnen, die bei einer Bevölkerung von etwa 17 Millionen 79 Medaillen gewonnen hat. Die Bemühungen der Ostdeutschen, den Breiten- und Spitzensport gleichermaßen zu fördern, wirken sich jetzt aus. Schon auf 225.000 Einwohner kommt in der DDR eine olympische Medaille. Bekanntlich standen die Wintersportler aus Ostdeutschland auch in Sapporo mit 14 Medaillen schon mit an der Spitze.

Norwegen schneidet in der relativen Medaillen-Wertung, die von der isk seit langem vorgenommen wird und vom IOC-Präsidenten Avery Brundage im Gegensatz zu den sonstigen Nationenwertungen als „sinnvoll“ bezeichnet wurde, wie immer gut ab. Kamen vor vier Jahren in Grenoble/Mexiko auf 235.000 Norker eine Medaille, so sind es jetzt wieder 234.000. Ähnlich gut ist die Relation für Ungarn mit 285.000 Einwohnern pro Medaille.

Die Sowjetrussen und Amerikaner brauchen bei ihrem gewaltigen Menschenreservoir über ihre olympischen Erfolge also in

keinen allzu großen Jubel auszubrechen, die Anstrengungen kleiner Nationen, beispielsweise auch der Finnen, Schweden, Bulgaren und Schweizer, sind höher einzustufen.

Eine Medaille auf Einwohner

1. DDR	225.000
2. Norwegen	234.000
3. Ungarn	285.000
4. Finnland	346.000
5. Schweden	370.000
6. Bulgarien	392.000
7. Schweiz	461.070
8. Australien	621.000
9. Neuseeland	860.000
10. Holland	900.000
11. Österreich	910.000
12. Kuba	953.000
13. Rumänien	1.260.000
14. BRD	1.260.000
15. CSSR	1.424.000
16. Polen	1.430.000
17. Kenia	1.550.000
18. Jamaika	1.840.000
19. USA	1.950.000
20. UdSSR	2.270.000
21. Italien	2.340.000
22. KVDR	2.400.000
23. Libanon	2.400.000
24. Kanada	3.330.000
25. Nigeria	3.430.000
26. Großbritannien	3.500.000
27. Uganda	3.800.000
28. Frankreich	3.800.000

29. Japan	3.930.000
30. Jugoslawien	3.930.000
31. Dänemark	4.200.000
32. Griechenland	4.200.000
33. Belgien	4.750.000
34. Mongolei	5.500.000
35. Kolumbien	6.000.000
36. Ghana	7.950.000
37. Iran	8.560.000
38. Spanien	10.600.000
39. Äthiopien	11.509.000
40. Argentinien	22.600.000
41. Südkorea	29.000.000
42. Türkei	32.000.000
43. Brasilien	42.100.000
44. Mexiko	44.000.000
45. Nigeria	57.000.000
46. Pakistan	85.000.000
47. Indien	500.000.000

JAHRESHAUPTVERSAMMLUNG 2010

Am 10. September und am 28. September 2010 fanden in Berlin und Leipzig die Jahreshauptversammlungen des Vereins Sport und Gesellschaft statt, die von Präsident Hasso Hettrich geleitet wurden. Der Vorstand war vom früheren DTSB-Vizepräsidenten Thomas Köhler gebeten worden, als Gast an den Veranstaltungen teilzunehmen und aus seiner Biographie „Zwei Seiten der Medaille“ zu lesen. Daraufhin beauftragte man den Sprecher des Vorstands Klaus Huhn, das Thema „20 Jahre deutsche Sparteinheit“ in einem Kurzvortrag zu behandeln und den zweiten Teil der Versammlung für Thomas Köhlers Lesung zur Verfügung zu stellen. Hier zunächst der Vortrag von Klaus Huhn:

ZWANZIG JAHRE SPORTEINHEIT?

Angekündigt worden war, dass ich zur deutschen Sparteinheit reden würde, doch erwies sich, dass damit zu rechnen war, die Sonne könnte untergehen, wenn ich das Thema gründlich behandle. Zudem: Jeder hier im Saal weiß mindestens so viel über die sogenannte Sparteinheit wie ich.

Also beschränke ich mich auf einige die Situation illustrierende Geschehnisse der jüngsten Zeit, die ich als Journalist behandelt hatte.

Zum Beispiel meldete die „Berliner Zeitung“ vor einigen Tagen: „»In Kienbaum, etwa 40 Kilometer östlich von Berlin, herrschte Sicherheitsstufe eins.« Terroristen? Nein, die Kanzlerin!“

Kienbaum? Jeder in der Runde weiß, worum es geht! Nun also erschien die Kanzlerin dort, besuchte ein Athleten-

Sommerfest und – das war der Gipfel – verlieh Kienbaum den Preis „Gelebte Einheit“. Möglicherweise hatte man im Bundeskanzleramt (Personalmangel überall) die Akten nicht gewissenhaft genug studiert, sonst wäre man auf den „Rheinischen Merkur – Christ und Welt“ vom 23. Februar 1990 gestoßen. Titel: „»Zeit der Enthüllungen und der Verschleierungen im DDR-Sport« - Kienbaum. Dreihundert Einwohner. Vierzig Kilometer von Ost-Berlin entfernt. Dort, wo sich die Füchse gute Nacht sagen, befindet sich ein unscheinbarer Erdhügel. ... Diese Kammern gelten als Urfand der DDR-Erfolge im internationalen Hochleistungssport.“

Laut „taz“ (18.8.2009) geschah inzwischen sogar folgendes: „»Ich muss jetzt eine Dankesrede an das ZK der SED halten, dass man dieses Trainingszentrum hier gebaut hat.« Jürgen Mallow, ein Westtrainer, sagt das, ohne eine Miene zu verziehen. ... Sebastian Bayer, der deutsche Wunderweitspringer macht ein paar Sätze in die Grube. Schautraining. So etwas hatte es zu DDR-Trainingszeiten nicht gegeben.“

Aber Irrtum! Als Finnlands Staatspräsident Urho Kekkonen 1977 die DDR besuchte, bestand er auf einem Kienbaum-Besuch – inklusive Schautraining!

Nun kam also Angela, brachte einen Preis mit und sang Lobeshymnen, erwähnte allerdings weder das ZK der SED noch Hanns Eisler und Johannes R. Becher, die in Kienbaum die DDR-Hymne komponiert und getextet hatten. Und sie stieg auch nicht in die neue „Kammer“ hinab, in der sich die Athleten bei 110 Grad minus schneller „erholen“ können sollen. Um noch mehr Gold für Deutschland zu holen.

Fehlte doch noch die „Stasi“.

Der schon erwähnte Reporter der „Berliner Zeitung“ monierte: „Der Mann vom BKA möchte zum Beispiel wissen, was sich in diesem Notizbuch befindet. Der knappen Antwort (»Wahrschein-

lich Notizen?«) scheinen die Taschenkontrolleure zu misstrauen. Sie fühlen lieber noch mal selbst nach und ja, tatsächlich zur Beruhigung ihres kriminalistischen Spürsinns finden sie einen blauen Kugelschreiber – doch der will selbst nach mehrmaligem Klicken einfach nicht explodieren. Weitergehen!“

So beschrieb der Reporter die „Gelebte Einheit“.

Ich war etwa 234 mal im Leben in Kienbaum – auch mit Kekonen –, mein Kugelschreiber war nie kontrolliert worden. Schlampige DDR!

Die „junge Welt“ hatte sich mit einem Thema befasst, dass weit weniger lustig war, als „Angis“ Kienbaum-Party.

Irgendwann im Januar des Olympiajahres 2010 hatte Michael Vesper, Generaldirektor des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB), also der ranghöchste beamtete Repräsentant des deutschen Sports davon geredet, dass die bundesdeutsche Mannschaft auch nach Vancouver reise, um dort Platz eins in der „ewigen Medaillengewertung“ zu erkämpfen. Noch einmal: Nicht irgendein Statistiker hatte dieses Ziel ins Visier genommen, sondern der Generaldirektor des DOSB. Am 16. Februar 2010 hatte der Deutschlandfunk ein Interview mit Vesper ausgestrahlt, in dem ihm die Frage gestellt worden war: „Selbst über die Führung im ewigen Medaillenspiegel, der seit den ersten Winterspielen 1924 in Chamonix geführt wird, wurde schon spekuliert.“ Vesper hatte geantwortet: „Der ewige Medaillenspiegel seit den ersten Winterspielen 1924 hat natürlich eine begrenzte Aussagekraft, das weiß ich auch. Aber es ist so, dass Russland da im Moment vorne liegt und deutsche Olympiamannschaften in dieser Zeit zwei Goldmedaillen weniger geholt haben. Das war eine Nebenbemerkung, die ich gemacht habe.“

Nebenbemerkung?

Im offiziellen Bericht des Bundestages über die Tagung des

Sportausschusses am 21. April konnte man lesen: „In der ewigen Medaillenliste der Olympischen Winterspiele liege Deutschland ... auf Platz eins, sagte DOSB-Leistungssportdirektor Ulf Tippelt.“ Und dann konnte man diesem Report auch entnehmen: „Vertreter aller Fraktionen beglückwünschten die Athleten zu den gezeigten Leistungen.“

Etwa zum Platz eins in der „ewigen Medaillenliste“.

Der von Vesper – offensichtlich mit Billigung seines Präsidenten Thomas Bach – ins Spiel gebrachte erste Rang in einer „ewigen“ Liste geht davon aus, dass man die Goldmedaillen der in der Periode der Weimarer Republik, der Nazizeit, der BRD-Periode, der DDR-Zeit und der Neu-BRD-Ära schlichtweg addiert – eine Variante, die nicht nur von Historikern in Frage gestellt werden dürfte.

Die „Berliner Zeitung“ (18.2.2010) hatte diesem hochpolitischen Medaillenpoker einen bemerkenswerten Kommentar gewidmet: „Wenn man der allgemeinen Nachrichtenlage glauben darf, dann hat die goldblonde Magdalena Neuner am Dienstagabend mitteleuropäischer Zeit einen historischen Sieg herausgelaufen und herbeigeschossen. Mit ihrer Medaille im Biathlon-Verfolgungsrennen, so die Nachrichtenlage weiter, hat Deutschland den ersten Platz im ewigen Medaillenspiegel der Olympischen Winterspiele übernommen. Ende der Nachrichtenlage, die sich im Übrigen ganz nach der Deutungshoheit des Deutschen Olympischen Sportbundes richtete. Generalsekretär Michael Vesper hatte ja schon vor Beginn der Spiele im Sportausschuss des Bundestages von 118 deutschen Goldmedaillen bei Winterspielen gesprochen und für Vancouver das Minimalziel ausgegeben, die russischen Spitzenreiter in der ewigen Medaillenbilanz (bis dato 121) vom Thron zu stoßen.“

So weit, so goldig. jetzt gilt es nur noch zu klären, von welchem Deutschland hier eigentlich die Rede ist.

In Anlehnung an den strammen Patrioten Ernst Moritz Arndt könnte man auch fragen: Was ist des Deutschen Wintersportland? Beim Nachzählen stellt man dann erschrocken fest: Wenn es um Medaillen geht, ist Deutschland ganz selbstverständlich immer und überall – so weit die deutsche Lunge trägt.

Als ob er das Wort Staatsdoping noch nie gehört hätte, rechnet der DOSB die 39 Olympiasieger der DDR in seine Sammlung mit ein – darüber kann man noch streiten. Aber wie selbstverständlich werden bei Neuners `historischem Sieg´ auch die drei Goldplaketten von Nazideutschland mitgezählt, inklusive jener des Ski fahrenden SS-Mitglieds Franz Pfnür, mit dem Hitler so gerne auf dem Obersalzberg Sahnetorte löffelte. Wer das für legitim hält, soll streiten, mit wem er will.

Schon klar, der deutsche Sport braucht die Legitimation der Bevölkerung, um seine enormen Unterhaltskosten aus der Staatskasse zu rechtfertigen. Und es ist natürlich auch klar, dass diese Legitimation unmittelbar mit Erfolgen zusammenhängt. Gold ist die Währung der nationalen Identität.“

Natürlich wäre ich auch selber darauf gekommen, aber Kronzeugen wie die „Berliner Zeitung“ bewahren vor den üblichen Verdächtigungen.

Hier wäre allerdings energischer Widerspruch anzumelden. Wenn die Sportführung der heutigen Bundesrepublik auf die zwischen 1933 und 1945 errungenen Olympischen Medaillen reflektiert – pikanterweise, um ausgerechnet UdSSR/Russland zu übertreffen, um nicht den Begriff „schlagen“ zu benutzen – ist das ihre Sache, wiewohl damit ein ganz neues Kapitel deutscher Geschichtsschreibung aufgeschlagen würde. Wenn diese Führung aber für ihre „Bilanz“ auch die Medaillen des „Unrechtsstaats“ DDR einsammeln möchte, um die Russen zu übertrumpfen, sähe sie sich mit der Tatsache konfrontiert, die Olympiasieger der DDR – die die Medaillen errungen hatten – nie gefragt zu

haben, ob sie einverstanden wären, sie für ein das Nazireich einschließendes „Deutschland“ auszugeben?

So betrachtet muss man sowohl die von Tippelt vor dem Sportausschuss des Bundestages wiederholte „Bilanz“, einschließlich des Sieges über Russland – ausgerechnet in so zeitlicher Nähe des 65. Jahrestages der Niederschlagung des Faschismus durch die UdSSR – als auch einschränkungslose Glückwünsche von Bundestags-Abgeordneten als im höchsten Grade bedenklich bewerten.

So viel zu den Aspekten, unter denen die heutige BRD – nicht die von 1990 – die „Sporteinheit“ bewertet.

Und nun doch noch ein nötiges Wort zum untergegangenen DDR-Sport. Untergegangen sind der DTSB, das NOK der DDR, der Leichtathletikverband, der Schwimmverband und alle anderen Verbände. Untergegangen ist die DHfK, die Sportmedizin und vieles andere mehr.

Was aber weiterlebte und im Interesse des Sports hierzulande vor allem weiter tätig war, sind die Tausende von Übungsleitern, Funktionären, Schiedsrichtern, Platzwarten. Denen widmete ich dank der Hilfe unseres Präsidenten Hasso Hettrich folgenden Kommentar in der „jungen Welt“: Siegfried Wallborn hatte nie im Leben einen gut dotierten Vertrag und konnte es sich nicht leisten je „amtsmüde“ zu sein. Wer Siegfried Wallborn ist? Einer von den Tausenden, die jedes Wochenende dafür sorgen, dass in Deutschland Fußball gespielt werden kann. Unlängst wurde er mit einer nüchternen Urkunde geehrt und nun gesellt sich die „junge Welt“ zu den Gratulanten, um zu bekunden, dass bei allem Respekt vor den Löws und Zwanzigern die Wallborns nicht in Vergessenheit geraten dürfen. Nein, Wallborn spielte nie in der Bundesliga, nie in der DDR-Oberliga. Geboren im sachsen-anhaltinischen Leiha, begann er 1956 seine Fußballkarriere in

Gröst, einem rund 500 Einwohner zählenden Dorf und kam dort nie über die 1. Kreisklasse hinaus. 1960 übernahm er das Training der ersten Männermannschaft – er betreut sie heute noch. Von 1960 bis 1992 fuhr er wöchentlich zweimal mit dem Rad von Leiha nach Gröst, weil er dort inzwischen auch noch ehrenamtlicher Platzwart war. Seit er 1992 Rentner wurde, fährt er die Strecke täglich und hat – wie ein Bewunderer errechnet hat – als Übungsleiter und Platzwart 32.164 Kilometer zwischen beiden Orten auf dem Rad zurückgelegt. Sein größter Triumph war 1982 der Aufstieg in die erste Kreisklasse, letzte Saison kam seine Mannschaft auf den vierten Rang. Und der Fußballplatz, den er pflegt, behauptet weit und breit Rang eins. Sein früherer BSG-Vorsitzender Hasso Hettrich, gratulierte ihm unlängst zum 50jährigen Trainerjubiläum und erzählte mir davon. Und ich dachte: Das muss man aufschreiben! Um einen der Tausende Namenlosen zu nennen, einen von denen, die dafür sorgten, dass der Sport hierzulande weiterlebte und der vermutlich deswegen nicht mal einen Sektkorken knallen lassen wird!

BUCHLESUNG VON THOMAS KÖHLER

Die am 10. September diesem Vortrag folgende Buchlesung von Thomas Köhler endete mit einem Eklat. Von niemandem eingeladen aber dennoch erschienene Fernsehteams erschienen zu der Versammlung und wurden von zwei DDR-„Dopingopfern“ begleitet. Da sich der Vorstand des Vereins weigerte die Leipziger Versammlung als „geschlossene Veranstaltung“ durchzuführen, verzichtete Köhler – in Abstimmung mit dem Präsidenten des Vereins – darauf, teilzunehmen. Der Vorstand bat Klaus Huhn, die in Leipzig Versammelten über das Geschehen in Berlin zu informieren.

Ex-DTSB-Vizepräsident Thomas Köhler hatte den Verein darum gebeten, seine Memoiren „Zwei Seiten einer Medaille“ in jener Versammlung vorstellen zu dürfen. Der Vorstand stimmte zu. Köhler bestellte ausreichend Bücher, die er zum Verkauf anbot. Anzumerken ist, dass diese Exemplare direkt von der Druckerei geliefert worden waren, der Verlag hatte noch keine erhalten.

Anzumerken ist auch, dass die Nachrichtenagentur dpa eine Nachricht über die Veranstaltung verbreitete, die – so interne Informationen – der frühere junge-Welt-Redakteur Manfred Hönel unter fremdem Namen verbreiten ließ.

Anzumerken ist schließlich, dass zu Beginn der Berliner Veranstaltung zwei Fernsehteams und zwei Unbekannte erschienen und eines der Fernsehteams vom Fernseh-„Dopingpapst“ Hajo Seppelt angeführt wurde.

Thomas Köhler begann mit seiner Lesung. Ich zitiere die aus meiner Sicht gravierenden Passagen, wohlgermerkt Passagen, die Köhler an jenem Tag nicht gelesen hatte.

„Nahezu 30 Jahre engagierte ich mich mit großer Begeisterung für das, was man »Sportwunder DDR« nannte. Und da ich den DDR-Sport in all seinen Facetten, als Sportler, als Trainer und als für den Leistungssport verantwortlicher Vizepräsident unserer Sportorganisation erlebt habe, möchte ich mich auch Themen zuwenden, die über meine eigene Entwicklung und die des Schlittensports hinausgehen. So werden der Kufenskandal von Grenoble 1968, die Olympiaboykotte 1980 und 1984, das Förder- und Prämiensystem des DDR-Leistungssports, Gedanken über Doping in Ost und West und ein folgenschwerer Beschluss über die Förderung olympischer Sportarten in diesem Buch Platz finden.

(...)

Ich wende mich mit diesem Buch an alle, die über Jahrzehnte dem DDR-Sport verbunden waren, an die Tausende Ehrenamtliche, die mit unbeschreiblichem Engagement das Fundament des erfolgreichen DDR-Sports schufen, an die Sportler, Trainer, Funktionäre, Sportmediziner und Sportwissenschaftler, die mit Leidenschaft und Freude, aber auch mit Entbehrungen zum Erfolg und internationalen Ansehen des DDR-Sports beitrugen. Ich wende mich an die heutige Generation der Sportinteressierten, um Antworten auf Fragen über den DDR-Sport zu geben, die bisher nicht ausreichend erklärt wurden oder unbeantwortet blieben. Und ich bewahre mir die Hoffnung, dass mit dem DDR-Sport nicht auch noch seine »Helden« und deren Leistungen untergehen. Sonst würde dem Weltsport ein Stück seiner jüngsten Geschichte fehlen.

(...)

Manche sahen nun endlich das Geheimnis des »Sportwunders« DDR gelüftet: Die Sportler waren auf das Westgeld scharf. Wenn ich derartige Dinge lese, bedaure ich, dass wir aus unserem Stimulierungssystem - auch unter Beachtung der Amateurbestimmungen - stets ein solches Geheimnis gemacht haben und nicht schon vor Jahren an die Öffentlichkeit getreten sind, um Spekulationen vorzubeugen. Im Grunde genommen war dieses System die Fortführung des Leistungsprinzips mittels materieller Anerkennung.

(...)

Zu unseren gepflegtesten Geheimnissen gehörte die Zahlung von Valutaprämien. Als in den anderen sozialistischen Ländern außer in Kuba bereits Dollar für sportliche Spitzenleistungen sprudelten, waren wir uns immer noch einig, dass wir angesichts der knappen Devisenlage der DDR auch ohne Valuta-Anreize bestehen können.

(...)

Die Sportler erhielten sogenannte bargeldlose Forumschecks, mit denen sie ausschließlich in den Intershops der DDR einkaufen konnten. Damit blieben die wertvollen Devisen in der DDR, denn die Produkte für die Intershops wurden in der Regel nach dem Prinzip Ware gegen Ware ertauscht. In den Intershops wurden auch Produkte der DDR angeboten, die, fast ausschließlich zum Export ins westliche Ausland vorgesehen, in der DDR kaum erhältlich waren.

(...)

Von einem, der für den Leistungssport in der DDR mitverantwortlich war, wird erwartet, dass er sich mit dem Thema Doping auseinandersetzt. Die Leser fragen nach der Wahrheit, die in Ost und West gleichermaßen vertuscht wurde und wird.

(...)

Inzwischen ist natürlich bekannt, dass auch in der DDR gedopt wurde und die Regeln bewusst gebrochen wurden.

(...)

Warum entschied sich die damalige Sportleitung für den Einsatz ausgewählter anaboler Substanzen in einer Reihe von Sportarten? Dies hatte einen einfachen Grund. Anfang der 70er Jahre war durch die zunehmende Anwendung von Doping im internationalen Sport die Chancengleichheit für DDR-Sportler nicht mehr gewährleistet. Trotz der ausführlich beschriebenen Vorzüge unseres Auswahl-, Trainings- und Fördersystems konnten wir die Nachteile für unsere Sportler, die aus der Verwendung pharmakologischer Mittel zur Leistungssteigerung und zur schnelleren Wiederherstellung der Leistungsfähigkeit nach Belastungen entstanden, nicht mehr ausgleichen. Alle Gruppen, Sportler, Trainer, Sportmediziner und Sportwissenschaftler verwiesen auf die entstandene Ungleichheit und drängten auf Entscheidungen.

(...)

Der Einsatz unterstützender, dem Doping zuzuordnender Mittel war ausschließlich für ausgewählte Kadersportler vorgesehen, die in der Regel erwachsen waren. Ausnahmen bestanden zum Beispiel im Schwimmen, einer Sportart mit einem geringeren Höchstleistungsalter, wobei nur Sportler einbezogen wurden, die nach einem mehrjährigen Trainingsprozess zur Leistungsspitze zählten. Wenn Sportler bereits ab dem 16. Lebensjahr beteiligt wurden, geschah das vor allem unter Beachtung ihres biologischen Reifegrades und in besonderer Verantwortung und Kontrolle ihrer Sportärzte. Inzwischen hat sich gezeigt, dass es Verstöße gegen diese Festlegungen gab.

Eine Anwendung von Doping bei jüngeren Sportlern war grundsätzlich nicht gestattet. ... Informationen, die darauf hindeuteten, dass Anabolika an Spartakiadesportler vergeben wur-

den, überraschten auch mich. Über derartige Verletzungen unserer Nachwuchskonzepte hatte ich keine Kenntnisse und hätte diese auch nicht geduldet.

(...)

Im Zeitraum der Aufarbeitung des DDR-Sports wurden befragte Sportler schnell in die Kategorie der Opfer eingeordnet, wenn sie beispielsweise aussagten, dass eventuelles Doping ohne ihr Wissen erfolgte, dass sie erst bei den Verhören den Sinn der »blauen Pillen« erklärt bekamen oder dass sie Dopingmittel zwar erhalten, aber nie eingenommen hätten. Man muss das Verhalten dieser Sportler nicht gutheißen, kann es aber unter Beachtung der Folgen, die auf sie zukommen konnten, wenn sie Doping gestanden, nachvollziehen.

(...)

Aus heutiger Sicht haben wir Verantwortliche des DDR-Leistungssports in der Dopingproblematik eine Reihe möglicher Konsequenzen nicht genügend bedacht, und nicht alle damaligen Entscheidungen können ohne Berücksichtigung dieser Umstände gerechtfertigt werden. Auch haben wir damit verbundene Risiken offensichtlich unterschätzt, wie zum Beispiel die unkontrollierte Anwendung durch Sportler, die nicht dem festgelegten Kaderkreis angehörten, oder die Einnahme überhöhter Dosierungen zum einseitigen Vorteil. Zu meinen Versäumnissen zähle ich, Abweichungen von den festgelegten Prinzipien nicht erkannt bzw. hinterfragt zu haben, um Maßnahmen zu deren Vermeidung einzuleiten.

Den Medien und einer Reihe von zum Teil selbst ernannten Sporthistorikern kann man nicht absprechen, dass es ihnen zunehmend gelingt, die Erfolge der DDR-Sportler durch Verzerrung von Zusammenhängen und Verbreitung von Lügen und Halbwahrheiten in Zweifel zu ziehen und nahezu ausschließlich auf das »flächendeckende Doping« zu reduzieren, anstatt sich mit

dem komplex wirkenden System des DDR-Sports ernsthaft zu befassen. Jedenfalls ist nicht zu übersehen, dass die DDR seit mehr als 20 Jahren passé ist, gedopt aber wird mehr denn je.“

Das also einige Zitate aus dem Buch.

Dass es eine „Steilvorlage“ für alle lieferte, die den 20. Jahrestag der Okkupation nutzen, um die DDR zu delegitimieren, lag auf der Hand.

Die schon erwähnten beiden unbekanntenen „Gäste“ waren die sogenannten Dopingopfer Trömer und Hoffmeister, die ich aus Zeitgründen hier nicht ausgiebig charakterisieren will. Eingeweihte wissen, dass Trömer wegen seiner Anerkennung als Dopingopfer und den damit verbundenen Zahlungen auch Ärger mit dem Radsportvizepräsidenten Tschoppe hatte.

Trömer war in dem Begleitbuch zur Ausstellung in Bonn „Wir gegen uns – Sport im geteilten Deutschland“ eine Doppelseite gewidmet worden. Daraus eine Kostprobe über den Erfurter Radbahntrainer Zühlke: Frage: „Wenn Sie an Ihren Werdegang als Leistungssportler in der DDR zurückdenken, welche Erinnerungen kommen Ihnen da zuerst? Trömer: Einmal trainierten wir bei strömendem Regen und sind mit unseren Fahrrädern über einen Bahnübergang gefahren. Dabei ist mir die Kette zwischen die zwei Kettenblätter gesprungen und hing fest. Ich musste anhalten, mein Trainer, Frank Zühlke, kam dazu, ich dachte, er hilft mir – und dann nimmt er mein Rad, wirft es in den Kofferraum, macht die Tür zu und fährt weg, ungefähr 40 Kilometer vor Erfurt. Da stand ich als 15jähriger Bengel, dreckig, nass, in Rennschuhen und in Regenklamotten alleine in der Pampa und habe nur noch hinter dem Trainer herbrüllen können. Ich bin 15 Kilometer bis nach Arnstadt gelaufen, weil dort die Eltern von einem Zimmerkollegen wohnten, die haben mich spätabends nach Erfurt gebracht. Als ich dann mit Fieber in meinem Internatszimmer lag, zerrt mich Zühlke plötzlich aus

dem Bett und brüllt mich an, ich solle nicht simulieren.“

Schließlich noch ein Zitat aus der Hamburger „Zeit“ über unsere Berliner Veranstaltung, auf der – ich wiederhole es – Köhler keine Silbe über Doping gelesen hatte und auch niemand den Inhalt des Buches kennen konnte: „Alle Mittel seien »im Einvernehmen mit dem Sportler verabreicht« worden, schreibt Thomas Köhler in seinem Buch *Zwei Seiten der Medaille*. Das ist genauso falsch wie die Behauptung, der DDR-Sport habe nur aus Selbstschutz gehandelt, weil er sich im internationalen Vergleich nicht anders zu helfen wusste, als mit Dopingmitteln nachzuhelfen.

Schließlich war die DDR eine der ersten und größten Anabolika-Nationen. Köhler schreibt auch, die Dopingmittel seien unter strengster Beachtung der ärztlichen Sorgfaltspflicht verabreicht worden. Hunderte Dopingopfer mit schwersten Herz- oder Rückenleiden, Krebserkrankungen oder missgebildeten Kindern müssen sich von diesen Sätzen verhöhnt vorkommen.

So löst Köhlers Buch Unverständnis, Ärger, Wut aus. Besonders bei jenen, die ihn und den DDR-Leistungssport hautnah erlebt haben. Auch bei Uwe Trömer und Frank Hoffmeister. Die beiden waren am vergangenen Freitag vor Ort, als Thomas Köhler sein Buch in kleiner Runde in Berlin vorstellte. »Schließlich war es die erste Chance, einem der Verantwortlichen von damals gegenüber zu sitzen«, sagt Trömer, der früher für die Radsport-Nationalmannschaft der DDR fuhr und staatlich anerkanntes Dopingopfer ist. Nach der Lesung sprach er Köhler auf die Lügen in seinem Buch an. Es kam zum Eklat. »Wir wurden von anderen Zuhörern angeschrien und der Veranstalter hat mir sogar Prügel angedroht«, berichtet Trömer. Die Veranstaltung wurde unterbrochen und ohne die Dopingopfer fortgesetzt.“

Zu den Tatsachen gehört allerdings auch, dass der Veranstalter niemanden Prügel anbot oder anbieten musste. Da keine weiteren Wortmeldungen vorlagen, wurde die Veranstaltung

– wie vorgesehen – beendet und nach einer Pause mit der Jahresversammlung des Vereins fortgesetzt, zu der – wie üblich – keine Gäste eingeladen worden waren.

ALS MAN IM FUSSBALL TORE KAUFTE

Von KLAUS HUHN

Dass nie jemand auf die Idee kam, einen Film über den beispiellosen Fußballskandal der Bundesliga zu drehen, könnte daran gelegen haben, dass zuviel prominente Fußballspieler darin verwickelt waren. Man hätte Scharen von Schauspielern aufbieten müssen, bei deren Erscheinen auf der Leinwand die Fußballfans nur gerätselt hätten: Ist das in Wirklichkeit etwa der X oder doch der Y? Und Prozesse wären sicher gewesen, in denen Staranwälte nachgewiesen hätten, dass es sich tatsächlich um Z gehandelt hatte, was wiederum Z dazu getrieben hätte, gegen X oder Y zu klagen. Kurzum: Kein noch so wohlhabender Filmproduzent hätte Aussichten gehabt, solchen Prozess-Marathon zu überstehen. Deshalb entstand nie ein solcher Film und während alle Jahre wieder zum Beispiel die Legende vom angeblichen „Stasi“-Mord an Lutz Eigendorf exhumiert wird, rührt kaum jemand an dem Maxi-Skandal in dessen Verlauf Torschüsse und danebengreifende Torhüter zur Dutzendware wurden. Im Sommer 2011 jährt sich der Tag zum vierzigsten Mal, an dem der Präsident des eben abgestiegenen Bundesligaklubs Kickers Offenbach, Horst Gregorio Canellas, zahlreiche Gäste in den Garten seines Hauses in der Rosenstraße in Hausen geladen hatte, um mit ihnen seinen 50. Geburtstag zu feiern. Die Gäste kamen in Scharen und ahnungslos. Der Südfrüchthändler Canellas – geboren übrigens im

sächsischen Vogtland – galt als wohlhabend und seine Partys demzufolge als lukrativ.

Dass er für diesen Tag einen Racheakt ersonnen hatte, konnte niemand voraussehen, und dass tags darauf die so angesehene Fußball-Bundesliga in den Ruf eines Betrügervereins geriet und eine Serie von Skandalprozessen folgte, brachte die so renommierte Fußballliga um ihren guten Ruf und allein der Eifer, den die Medien aufbrachten, um die Affäre so schnell wie möglich in Vergessenheit geraten zu lassen, verhinderte, dass sich die mancherorts über Nacht gähnend leer geräumten Tribünen schon bald wieder füllten.

Der „Spiegel“ druckte – beginnend in der Nr. 18/1972 - eine dreiteilige Serie „Boss wir müssen Spiele kaufen“, deren Unterzeile lautete „Aus den Akten des Horst-Gregorio Cannellas“, was wiederum vielen Medien gestattete, aus diesen in die Öffentlichkeit gelangten Papieren zu zitieren.

So begann diese viele Seiten füllende Serie: „Zur Halbzeit in West-Berlins Olympiastadion eilte der Mittelstürmer von Hertha BSC ans Telephon. Zoltan Varga, eingekeilt zwischen Reportern, die ihre Berichte durchgaben, rief seine Frau an, während sich die Mitspieler in einer Kabine mit Zitronenscheiben erfrischten.

»Ist das Geld da?« wollte der Ungar wissen. Die Frau am Apparat verneinte. Varga zürnte: »Diese Schweine, sie wollen ohne uns Ausländer kassieren. Aber denen mache ich die Sache kaputt.« Wütend stürmte er wieder auf das Spielfeld zurück.

Was Varga kaputtmachen wollte, war die bislang größte Schiebung im europäischen Fußball. Für das Bundesligaspiel am 5. Juni 1971 gegen Arminia Bielefeld hatten die vom Abstieg und damit vom finanziellen Ruin bedrohten Gäste jedem Hertha-Spieler rund 15.000 Mark zugesteckt – insgesamt 250.000 Mark.

Bedingung: Hertha BSC Berlin, seit fast zwei Jahren im Olympiastadion unbesiegt, sollte das Spiel gegen Bielefeld verlieren.

Um Berlins Star-Stürmer Varga für das Falschspiel zu gewinnen, hatten die Bielefelder eigens einen Budapester Schulfreund des Hertha-Spielers, den in Bielefeld studierenden Jozef Bartos, als Vermittler nach West-Berlin geschickt. Er bot Varga zusätzlich 40.000 Mark. Varga akzeptierte, aber er verlangte das Geld vor dem Spiel. Die Bielefelder ließen ihm ausrichten: »Das gibt es erst nach dem Spiel, wie beim Kaufmann.«

So kam es, dass Herthas Fußballsöldner Varga in der zweiten Spielhälfte zu tun beschloss, was die 25.000 Zuschauer ohnehin erwarteten - für Hertha Tore zu schießen und zu siegen. Denn noch stand das Spiel verabredungsgemäß 0:0. Nun aber »spielte Varga verrückt«, so Mannschaftskamerad Tasso Wild.

Nachdem er einmal den Ball gegen Bielefelds Torlatte getreten hatte, bewachten ihn die eigenen Kameraden schärfer als die Gegenspieler. Sie schlugen ihm die Bälle vom Fuß oder stießen ihn zu Boden. »Wenn der in den Spielen vorher immer so wild gespielt hätte, wären wir Meister geworden«, meckerte Hertha-Verteidiger Bernd Patzke.

Die Mühe des zornigen Ungarn blieb vergebens. Arminia Bielefeld siegte im letzten Spiel der Saison 1:0 und blieb vorerst unter jenen 18 Fußball-Vereinen, die in der Bundesliga Millionenumsätze machen dürfen. Den teuer erkauften Sieg feierte der Bielefelder Klub-Vorstand mit den Spielern und ausgewählten Gästen eine Nacht lang im Strandhotel von Travemünde.

Freilich wussten die Falschspieler, dass sie nicht die einzigen waren, die sich den Platz in der Bundesliga mit Schmiergeld statt mit sportlichen Leistungen gesichert hatten. In den letzten Wochen der Spielzeit, in denen sich entscheiden musste, welche beiden Mannschaften in die unattraktive Regionalliga absteigen

sollten, hatten vor allem die spielschwachen Klubs versucht, Tore und Punkte zu kaufen.

Von den 72 Spielen an den letzten acht Spieltagen (insgesamt 34) hatten sich 26 zu Manipulationen angeboten; es handelte sich um Spiele, in denen schwache Klubs gegen solche Vereine antraten, die weder Meister werden noch absteigen konnten. Tatsächlich wurden 18 Spiele davon nachweislich gekauft, oder es wurde zumindest der Versuch unternommen, sie zu verfälschen.

Kaum ein renommierter Klub der westdeutschen Profiligen blieb von den Manipulationen der Abstiegsgefährdeten unberührt.

> Am 17. April 1971 ließ sich die Mannschaft von Schalke 04 für eine Niederlage gegen Bielefeld 40.000 Mark zahlen.

> Am 22. Mai sicherte Kölns Nationaltorwart Manglitz dem Verein Rot-Weiß Oberhausen für 25.000 Mark einen 4:2-Sieg.

> Eine Woche später kassierten drei Spieler des VfB Stuttgart für eine freiwillige Niederlage 45.000 Mark von Arminia Bielefeld.

> Am 5. Juni investierten die Bielefelder Geld für ein Wunschresultat im Spiel Braunschweig gegen Oberhausen; Arminia bot 170.000 Mark für einen Braunschweiger Sieg, um Oberhausen auszuschalten, und zahlte dann immerhin 40.000 Mark, weil das Spiel nur 1:1 endete.

Wer bei dem Schwarz-Handel nicht mitbieten konnte oder mochte, blieb auf der Strecke. Von den abstiegsbedrohten Vereinen hatte einzig Rot-Weiß Essen ohne Scheckbuch gespielt – und musste die Bundesliga verlassen. Die Offenbacher Kickers riskierten einen Einsatz, merkten jedoch bald, dass sie die Konkurrenz im Korruptionsgeschäft nicht einholen konnten – und stiegen ab.

Doch während die anderen feierten oder schwiegen, brach einen Tag nach dem letzten Spiel der Saison der Offenbacher

Vereinspräsident Horst-Gregorio Canellas mit einem sorgfältig programmierten Geständnis in die heile Welt des deutschen Fußballs ein.

Sein „Racheakt“ war präzise geplant und begann mit der – noch einmal sei darauf zurückgekommen – Party in seinem Garten.

Die schließlich versammelten Gäste, zu denen auch Bundestrainer Helmut Schön gehörte, begrüßte er nicht etwa mit einem Trinkspruch, zu dem die engagierten Kellner Champagner servierten, sondern mit einer schockierenden Rede: »Meine Herren, ich muss Ihnen sagen, dass mein Verein, die Offenbacher Kickers, durch Betrug aus der Bundesliga abgestiegen ist. Ich kann Ihnen das beweisen und habe auch meinen Spielern gesagt, dass diese Saison nicht auf dem Rasen, sondern vor dem Staatsanwalt entschieden wird.«

Danach ging er zu dem auf einem der Festtische montierten Tonbandgerät, setzte es in Gang und die entnervten Gäste hörten die Stimmen allen bekannter Nationalspieler, wie sie hemmungslos um ausgehandelte Spielresultate feilschten.

Dann bediente Canellas wieder das Knöpfchen und eröffnete der Runde: »Der deutsche Fußball ist ein einziger Sumpf. Die Bundesliga geht kaputt, wenn nichts getan wird. Was ich aufgedeckt habe, ist nur ein Anfang.«

Die meisten Gäste eilten zu ihren Wagen, übrig blieben ein paar Freunde Cannellas', die ihm bei der Vorbereitung des Spektakels behilflich gewesen waren.

Konsternierend die Reaktion der DFB-Funktionäre. Anstatt Juristen zu mobilisieren, die ihnen hätten raten können, wie man dem von niemandem mehr zu leugnenden Betrug aufklären könnte, wurde der DFB-Pressesprecher Dr. Wilfried Gerhardt mobilisiert, der der Öffentlichkeit versicherte: »Es gibt keinen Fall Bundesliga, sondern nur einen Fall in der Bundesliga!«

Ohne jede Gnade wurde als nächstes der Feldzug gegen Canellas inszeniert. Der erste in Umlauf gebrachte Vorwurf lautete: »Canellas hat die Spieler verführt.« Da er eingeräumt hatte, an »Kaufverhandlungen« teilgenommen zu haben, schloss man ihn als erstes in einem »Schnellverfahren« auf Lebenszeit aus dem Verband aus.

Doch zeitigte dieser Schritt keine Entspannung. Immer mehr Zeugen meldeten sich in der stillen Hoffnung, durch ihre Bekenntnisse straffrei auszugehen.“

Der „Spiegel“ zur Situation: „Fast drei Dutzend Rechtsanwälte drangen in das für Juristen bis dahin als terra incognita geltende Fußballfeld ein. Nicht selten bildeten sich neue Jura-Fronten zwischen Anwälten und Mandanten, die zuvor noch eine Partei gewesen waren. Juristen durchlöcherten einen Schutzschild der DFB-Weißwascher: In seinem Statut verpflichtet der DFB seine Mitglieder, Streitigkeiten vor dem eigenen Sportgericht auszutragen; wer ohne DFB-Genehmigung ein ordentliches Gericht anruft, verstößt gegen die Verbandsregeln. Doch einige Rechtsanwälte leiteten Verfahren vom Sportkameraden-Gericht an die Landgerichte in Essen und Berlin um. Denn: Anders als vor dem Verbandsgericht müssen eigene Klienten und fremde Zeugen vor ordentlichen Gerichten unter Eid aussagen.

Acht Schalcker Kicker zogen denn auch eine Klage gegen den Bielefelder Spieler Neumann wieder zurück. Unter Eid ableugnen mochten sie denn doch nicht, was Neumann ihnen vorgeworfen und Bielefelds Klubherr Franz Greif vor dem Landgericht Essen beschworen hatte – 40.000 Mark für eine freiwillige Niederlage eingesteckt zu haben.

Der Bielefelder Anwalt Dr. Karl Lamker aber stieß nach und zeigte die Schalcker Klubherren Siebert und Aldenhoven wegen falscher uneidlicher Aussagen an: Sie hätten, entgegen ihren

Beteuerungen, doch von den Manipulationen ihrer Spieler gewusst.

Nun zitierte der Bielefelder Oberstaatsanwalt Werner Kny die Eidgenossen aus Schalke vor das Amtsgericht, wo sie schließlich doch die Schwurhand heben mussten – bis auf einen: Schatzmeister Aldenhoven. Er schützte Krankheit vor. In Offenbach ließen die reisenden Staatsanwälte auch Skandal-Aufklärer Canellas schwören. Mancher Anwalt geriet selber in den Bundesliga-Dschungel. So diktierte der West-Berliner Rechtsanwalt Horst Sandner dem Skandal-Mitwisser Bartos eine eidesstattliche Erklärung, mit der die Unschuld des bestochenen Hertha-Spielers Varga bewiesen werden sollte.

Bartos konnte die falsche Erklärung noch rechtzeitig widerrufen und sagte dann vor dem DFB-Sportgericht gegen Varga aus. Varga wurde lebenslänglich gesperrt. Er nahm sich einen neuen Anwalt, den Hannoveraner Rudolf Bruder, der sogleich versuchte, den Zeugen Bartos auf seine Seite zu ziehen.

Doch Bartos hatte sich inzwischen selbst einem Advokaten anvertraut, Bruder konnte lediglich per Brief drohen, er werde Bartos nur dann verschonen, »wenn er im Bundesligaskandal weder von sich sehen noch hören ließe«.

Je hektischer die Enthüller und Vertuscher sich bekriegten, desto deutlicher wurde das ganze Ausmaß des Skandals. »Der deutsche Berufsfußballsport ist nicht nur partiell - er ist total korrupt«, vermutete die »FAZ«.

In der Tat droht der Deutsche Fußball-Bund, größter Kicker-Verband der Welt, dessen rund 30.000 Spielfelder aneinandergereiht eine Trasse etwa von Hamburg bis Kairo bilden würden, zu einem Tummelplatz der Geschäftemacher und Erpresser zu werden, zu einem »Vakuum der Morallosigkeit« - so der Sportjournalist Herbert Neumann.“

Später stellte sich heraus, dass Canellas den Sekretär des DFB alarmiert hatte, als er einen Teil der Verhandlungen um die Spiele, die manipuliert werden sollten, auf Tonband aufgezeichnet hatte. Er lud ihn zu sich nach Hause ein, um die Bänder mit anzuhören. Cannellas' Anliegen: Er möge den DFB-Generalsekretär Paßlack informieren. Straub teilte ihm mit, dass Paßlack die Gespräche für zu „vage Vermutungen“ halte. Er riet sogar, die Spiele am 5. Juni „erst einmal abzuwarten“ und am folgenden Montag weitere Schritte zu bereden. Es ging dabei um das Spiel der Offenbacher gegen Köln, das die Kölner verlieren wollten und Offenbach so den Klassenerhalt gesichert hätten. Als Canellas verlangte, endlich den Vorsitzenden des Kontroll-Ausschusses Hans Kindermann hinzuzuziehen, beschied ihn Straub: „Der ist im Urlaub.“

Damit war auch klar, dass lange vor dem Aufliegen des Skandals die DFB-Zuständigen im Bilde waren.

Laut „Spiegel“ sollen sie Canellas sogar geraten haben, die verlangten Bestechungssummen zu zahlen: „»Aber wie soll ich mich denn verhalten?« wollte Canellas von Straub wissen. »Wenn ich nicht mitmache, bin ich doch draußen.« Straub empfahl ihm nach Beratung mit Vorgesetzten, er solle sich auf ein Spiel konzentrieren: die Partie der Offenbacher in Köln.

»Soll das heißen, daß ich dort mitschmieren soll?« fragte Canellas. Straub: »Wenn Sie es für richtig halten. ja.« Nun sagte der Kickers-Präsident Kölns Torwart Manglitz die 100.000 Mark zu. Manglitz: »Das will ich aber vorher noch sehen.«

Zwei Tage vor dem letzten Spieltag, am 3. Juni, informierte Canellas den Vorstand der Offenbacher Kickers über die Forderungen der Gegenseite, riet aber davon ab, auf die Offerte einzugehen. Der Vorstand widersprach: »Zum Schein müssen wir mitmachen.«

Aber zunächst musste das Geld zusammengebracht werden. Aus der Klubkasse, dem Privatvermögen der Vorstandsmitglieder und Sponsoren kamen 260.000 Mark zusammen. Der Vizepräsident Waldemar Klein reiste mit 140.000 Mark nach Berlin, um sie dort den an der Schiebung beteiligten Hertha-Spielern Wild und Patzke präsentieren zu können. Canellas sollte 100.000 Mark dem Kölner Torwart Manglitz vorzeigen und die restlichen 20.000 Mark wollte das Vorstands-Mitglied Friedrich Mann die Braunschweiger sehen lassen.

Klein verabredete sich mit den Hertha-Spielern in einer Bierbar in der Berliner Dammaschkestraße. Einer der Beteiligten forderte ihn auf, seine Aktentasche zu öffnen, ein anderer griff hinein und zählte die Banknoten. Und dann überraschte einer der Hertha-Spieler den Abgesandten mit der Mitteilung: »Die Bielefelder sind schon bei 250.000 Mark. Ich schlage vor, wir warten noch bis morgen, ehe wir uns entscheiden.«

Der entnervte Klein stürzte ans Telefon und alarmierte Canellas und Offenbachs Schatzmeister Fritz Koch. Canellas schlug vor, sich aus dem Geschäft endgültig zurückzuziehen, aber Koch gab Order in Berlin zu bleiben und weiter zu verhandeln.

Dass Canellas nicht mehr weitermachen wollte, mochte an den Erfahrungen liegen, die er inzwischen in Köln gemacht hatte. Wie angekündigt hatte er dem Torwart Manglitz die 100.000 Mark gezeigt. Als der das Geld einstecken wollte, lehnte Canellas ab und bestand auf einem neuen Treffen am Mittag des nächsten Tages, exakt drei Stunden vor dem Anpfiff.

Er kehrte in sein Hotel zurück und ließ dort die Summe in den Tresor schließen. Urplötzlich erschien ein Mann auf der Bildfläche, gab sich als »Herr Hagen« aus und warnte Canellas im Gespräch: »Zahlen Sie bloß, sonst können Sie hier nicht gewinnen.« Canellas ließ sich aber nicht umstimmen und entschloss sich, am nächsten Tag den Deal abzusagen. Offenbach unterlag

in Köln 2:4. So schien der Weg zum Klassenerhalt für die Bielefelder frei.

Sie hatten ihren besten Stürmer Gerd R. als Linksaußen aufgeboten und so stand ihm bei Hertha der an dem Geschäft beteiligte Patzke gegenüber und konnte den Bielefelder das alles entscheidende Tor schießen lassen.

Der unerwartete Sieg Bielefelds nährte die inzwischen in Umlauf gelangten Gerüchte, denn schon bei einem Unentschieden wäre Bielefeld abgestiegen.

Als Canellas seine Beweise präsentierte, erhielt er vom DFB-Ankläger Kindermann die klassische Antwort: »Dem Interesse der Gemeinschaft müssen Vereins- oder gar persönliche Interessen hintangestellt werden.« Und als dann vor den DFB-Kontrollausschuss geladen wurde, sah er sich mit Beisitzern aus Bielefeld, Oberhausen und Berlin konfrontiert, also Vertretern der an den Betrügereien beteiligten Mannschaften.“

Es kam zu Disputen, die alle Zweifel beseitigten. Der „Spiegel“: „DFB-Ankläger Kindermann tönte: »Bilden Sie sich nicht ein, dass Sie auch nur ein Mosaiksteinchen aus dem DFB-Gebäude herausbrechen können.« Canellas gab zurück: »Von Mosaiksteinchen kann gar nicht mehr die Rede sein, bei Ihnen wackelt doch schon der Sims.« Das Sportgericht sperrte Canellas auf Lebenszeit von jedem Vereins-Amt und verwehrte ihm sogar ein Schlusswort.

Canellas aber war nicht bereit, den Spruch hinzunehmen. Er begann eigenmächtig nach Fährten im Bundesliga-Dschungel zu forschen. Monatelang reiste er durch Westdeutschland, arrangierte Geheimgespräche mit Zeugen und Anwälten, Spielern und Mittelsmännern, mal im Frankfurter Flughafen-Hotel an der Unterschweinstiege, mal im Restaurant Wilhelmshöhe in Kassel. Ungefähr 20.000 Mark investierte er dabei in seine privaten Er-

mittlungen. Sein Verfolgungseifer stachelte auch die DFB-Kontrolleure an. Sie ermittelten

> gegen Bayern München wegen der Heimsiege mit 7:0 über den Manglitz-Klub 1. FC Köln und 4:1 über den Wolter-Verein Braunschweig - beide Siege brachten Bayern München auf den 1. Tabellenplatz;

> gegen Hannover 96, das sich durch ein 4:0 beim Wolter-Klub Braunschweig endgültig aus der Abstiegszone entfernt hatte;

> gegen Werder Bremen, das am 29. Mai 1971 überraschend klar mit 0:3 in Oberhausen verloren hatte.

Das Belastungsmaterial, das Canellas herbeischaffte, war bald so gravierend, dass man selbst in der DFB-Zentrale in Frankfurts Zeppelinallee schockiert war. Eine Gruppe von DFB-Funktionären trieb zwar das Vertuschungsspiel weiter, Kindermann aber verbündete sich mit seinem Opfer. Wenn Canellas heute in der Zeppelinallee vorfährt, nimmt ihm Pressesprecher Dr. Gerhardt hilfsbereit an der schmiedeeisernen Pforte die Koffer mit neuen Skandal-Dokumenten ab.

So geriet auch Oberhausens Präsident Peter Maaßen vor das DFB-Tribunal, obwohl er noch versucht hatte, Belastungszeugen zu kaufen und umzudrehen. »Ich bitte nicht, dass mir Gott hilft«, wettete Katholik Maaßen, »aber ich bitte Gott, dass er auch meinen verdammten Feinden nicht hilft.« Nichts half - auch Ehrenerklärungen der CDU nicht. Maaßen wurde auf Lebenszeit gesperrt, sein Verein aus der Bundesliga gewiesen.“

Kindermann hatte erkannt, dass Canellas' Ermittlungen den DFB in eine Katastrophe stürzen konnten, wenn sie an die Öffentlichkeit gelangten, und traf ein rettendes Agreement.

Bis heute wird gern der Eindruck erweckt, als sei dieser Skandal nur ein lästiger Schmutzleck auf der DFB-Fahne gewesen.

Die Zahlen sind da deutlicher: 53 Spieler wurden gesperrt, zum großen Teil auf Lebenszeit, in der Regel aber nach einem Jahr begnadigt und Geldstrafen in Höhe von knapp einer halben Million DM verhängt!

WIE DIE BRITEN DIE FRIEDENS- FAHRT RETTEN WOLLTEN

In Kürze erscheint eine neue Ausgabe der Täve-Schur-Memoiren unter dem Titel „Täve – Die Autobiografie“ (ISBN-Nr. 978-3-355-01783-1).

Wir veröffentlichen daraus eine Passage.

Eines Tages wurde ich auch noch „Reiseleiter“ Ein Berliner Reisebüro organisierte einen Ausflug »Mit Täve zur Tour«, und nach einer ausgebuchten Premiere kam es danach zu vielen vergnüglichen Reisen.

Friedensfahrtfans, auch frühere Rennfahrer wie Paul Dinter oder Eberhard Butzke, rollten im Bus mit mir nach Frankreich, und dort suchten wir uns Orte, von denen man das Rennen gut verfolgen konnte. Ich nahm das Rad mit, denn nun war ich längst wieder richtig im Training. Einmal kletterte ich den legendären Tourmalet hinauf und wartete dort auf den Bus. Es wurde ein heißer, aber auch erlebnisreicher Tag, und als ich gerade mein Rad verstauen wollte, entdeckte ich inmitten der abwandernden Zuschauer ein Gesicht, das mir bekannt erschien. War das nicht ...?

„He, Bill!“

Der Mann in Shorts auf der anderen Straßenseite fuhr herum. Ich winkte, er stürmte ungeachtet des Verkehrs über die Straße und schrie: „Damned, Täve, Täve.“

So traf ich im Toursommer 1994 den Briten Bill Bradley. Er schien es nicht fassen zu können. Es waren 36 Jahre waren vergangen, seitdem er uns auf einer Etappe nach Brno abgehängt hatte. Er war damals Etappensieger geworden, ich hatte fast zehn Minuten eingebüßt. Wir hockten uns ins Gras. „Was macht Stan, was Jack, was Geoffrey, was Bob?“

Dann drängte der Busfahrer. Wir ließen uns rasch noch fotografieren und nahmen Abschied. Ich erzählte zu Hause von der Begegnung und ahnte nicht, was ihr folgen würde. Monate später lag ein Zeitungsausschnitt aus der britischen Radsportwochenzeitung im Briefkasten und dazu Briefe. Ich ließ mir alles übersetzen. Die Zeitung: „Als der Eiserne Vorhang fiel, um Europa zu vereinigen, bedeutete das auch das Ende vieler Institutionen. Eine davon war die Friedensfahrt, das überragende Amateur-Etappen-Rennen auf dem Kalender. Es brachte viele große Rennfahrer hervor. Es war das Rennen, das der Schotte Ian Steel 1952 gewann und in dem Stan Brittain mehr als einmal dem Sieg nahe war. Es war auch das Rennen, das den großen Gustav Schur hervorbrachte. Zweimal Amateurweltmeister, war er fast ein Gott in seinem Land, und als er auf die Chance, seinen dritten Titel zu erringen, zugunsten seines Freundes Bernhard Eckstein verzichtete, wuchs sein Ansehen noch mehr. Es war auch das Rennen Bill Bradleys aus Southport, der 1958 eine Etappe gewann und zehnter in der Gesamtwertung wurde. Bradley blieb ein Freund Schurs, und es gibt Gespräche, das Rennen wieder zu beleben. Mannschaftsleiter, Rennfahrer, Mechaniker und Fans sollten an Bill Bradley – 36 Cleveleys Road, Merseyside – Southport, schreiben, wenn sie dieses Vorhaben unterstützen wollen.“

Und dann die Briefe:

„Lieber Bill Bradley,

ich las, dass du dich um die Wiederbelebung der Friedensfahrt bemühst. Ich habe mich im Dezember 1993 entschlossen, die Wintermonate in Mallorca zu verbringen, um dem Wetter in England zu entkommen. Ich sitze noch immer im Sattel und wandere auch gern in den Bergen. Genug über die Gegenwart. Es ist gut zu wissen, dass du mit Täve Kontakt hast, auch weil ich mich mit Freude jedes Treffens während all der Jahre erinnere. Er ist ein echter Gentleman. Ich hoffe, dass die Friedensfahrt eines Tages wiederaufersteht und für Freundschaft sorgt in der ›Radsport-Mafia‹. Ich würde das Neuentstehen der Friedensfahrt mit Freude begrüßen, aber es wird wohl sehr schwer werden, sie auf demselben Niveau zu haben wie früher. Sag bitte Täve, dass ich ihm helfen will, so gut es geht und dass ich ihm Erfolg wünsche.

Ian Steel“

„Lieber Täve,

wie geht es dir? Es ist jetzt 25 Jahre her, dass wir uns das letzte Mal sahen, als wir zusammen auf dem Rad von deinem Heimatort nach Magdeburg fuhren. An den Wochenenden fahre ich noch Rad, aber nicht so schnell. Ich treffe Bill Bradley oft. Er erzählte mir, dass du darüber nachdenkst, die Friedensfahrt auf die Straße zurückzuholen. Eine große Idee, auch unter dem Aspekt, dass es nun 50 Jahre her ist, seit der Krieg zu Ende ging. Ein guter Anlass, sie wieder ins Leben zu rufen. Ich werde dich unterstützen, wünsche dir alles Gute und hoffe, dass du Erfolg mit deiner Idee hast.

Stan Brittain“

„Hallo Täve,
als dreimaliger Team-Manager der britischen Mannschaft möchte ich dir versichern, dass ich das Vorhaben unterstütze, das Ereignis wieder zu beleben.

Schon als Kind kam ich mit der Friedensfahrt in Berührung, denn mein Vater managte das britische Team in den fünfziger und sechziger Jahren.

1984 wurde ich das erste Mal als Manager für die Mannschaft ausgewählt, und ich erwartete – offen gesagt – ein politisches Ereignis, aber ich hätte wissen sollen, dass es vor allem ein Radrennen war. Es war perfekt organisiert, von den Mahlzeiten bis zum Gepäcktransport, mit den Jugendlichen mit den Startnummern der Rennfahrer am Ziel, und vor allem ein großartiges Rennen. Jeden Tag riesige Menschenmengen, Rennfahrer und Funktionäre wurden wie Stars behandelt, ganz gleich, aus welchem Land man kam.

Während der drei Rennen, die ich begleitete, schloss ich viele Freundschaften. Mit Mongolen, Russen, Algeriern und Amerikanern. Das Rennen wurde durch Freundschaft bestimmt, und sie funktionierte, ich kann mich keines anderen Rennens mit einer ähnlichen Atmosphäre erinnern. Das letzte Mal war ich 1989 dabei, und einer meiner Fahrer verliebte sich in unsere polnische Dolmetscherin. Zwei Jahre später heirateten sie. Britische Rennfahrer, die dabei waren, werden noch immer ›Friedensfahrer‹ genannt, und es wäre gut für unsere jungen Fahrer, wenn sie diese Chance auch bekommen würden. Ich wünsche dir Erfolg bei der Suche nach einem Sponsor, und lass das alte Organisationskomitee wieder arbeiten.

Bob Thom jun.“

„Lieber Gustav,

ich war sehr froh zu hören, dass du dabei bist, die Friedensfahrt wieder ins Leben zu rufen. Ich bin sie zweimal gefahren, und ich kann nur bestätigen, dass sie einen besonderen Platz in unseren Herzen hat. Ich bin überzeugt, dass viele Fahrer der Vergangenheit die Gelegenheit nutzen werden, die Friedensfahrt zu unterstützen. Du kannst auch auf mich zählen. Ich werde mit anderen Verbindung aufnehmen und ihnen erzählen, dass die Friedensfahrt ein Rennen mit einer ganz besonderen Atmosphäre war.

Geoff Wiles“

„Lieber Gustav,

ich habe mit Interesse gelesen, dass die Friedensfahrt eine Chance hat, wiederzukommen. Ich war glücklich, dass ich die britische Mannschaft bei der 43. Friedensfahrt betreuen konnte, es war die letzte, zu der wir eine Mannschaft schickten. Von allen Rennen, die ich als Manager begleitete – Tour of Mexico, Milk Race, Hanson Tour of South-Afrika, Tour de l’Avenir, Tour of Marokko – war die Friedensfahrt die bestorganisierte. Ich würde vor Freude in die Luft springen, wenn ich die Chance bekäme, noch einmal eine Mannschaft zu betreuen, und ich spreche im Namen vieler Offizieller und Rennfahrer, die es begrüßen würden, wenn sie zurückkommen könnten, zu Berlin-Warschau-Prag.

Tom Barry“

„Lieber Täve,

habe mit Begeisterung gehört, dass Bill Bradley dich traf und ihr ein Gespräch über das Comeback der Friedensfahrt geführt habt. Wie schön wäre es, wenn dieses fabelhafte Rennen wieder stattfinden würde. Ohne jeden Zweifel war es das weltbeste Amateurrennen, und es war schlimm, das Ende erleben zu müs-

sen nach all den Jahren. Ich hatte das Privileg, vier oder fünf Mal die britische Mannschaft in diesem Rennen zu betreuen, und es blieben da viele Erinnerungen. Lebenslange Freundschaften stiftete dieses Rennen. Man fand keinen Mangel bei der Organisation. Ich kenne genug Rennfahrer in Großbritannien, die sofort wieder dabei sein würden. Übermittle all meinen Freunden in Deutschland, die ich bei der Friedensfahrt traf, meine herzlichsten Grüße.

Bob Thom“

Diese Briefe motivierten mich. Ich hatte mir schon 1990 keine Illusionen über die Zukunft des Rennens mehr gemacht. Zwar wurde die 43. Fahrt noch in Berlin gestartet, aber ein Jahr später fehlten die Deutschen schon unter den Veranstaltern, die Strecke war – wie in den Gründerjahren auf Prag-Warschau reduziert worden. Oft genug hatte man behauptet, sie sei ein „politisches Rennen“ gewesen. Ich hatte mit der Hilfe vieler Freunde, ein Kuratorium gründen können, das die Friedensfahrt vor dem Untergang bewahren sollte. Überraschend viele Spenden gingen ein. Wir begannen, Sponsoren zu suchen, aber das war ein hartes Brot. Mancher fürchtete, dass ein Engagement für die Friedensfahrt als ein politisches Bekenntnis zur DDR ausgelegt werden könnte, und wer wollte derlei schon riskieren?

Zudem hatte der Radsportverband bereits voreilig verkündet, dass es keine Friedensfahrt mehr geben würde, aber dann kam uns – Olympia zu Hilfe. Man hoffte wohl durch die Unterstützung des Rennens die Chancen für die Bewerbung Berlins um die Olympischen Spiele 2000 zu erhöhen. Vielleicht setzte man darauf, dass diese Geste die IOC-Mitglieder der osteuropäischen Länder beeinflussen würde, für Berlin zu votieren. ...

ERINNERUNG AN DIE SPARTAKIADE

Seit zwanzig Jahren wurden in Deutschland keine Kreisspartakiaden mehr ausgetragen. Zahlreiche Anfragen von Sportwissenschaftlern aus verschiedenen Ländern zu System und Charakter der Spartakiaden haben uns bewogen, die Rezension einer wissenschaftlichen Arbeit nachzudrucken, die 1972 in dem Buch „Die Urenkel des Spartacus“ – Autor Klaus Ullrich – erschien.

In einem Beschluss über die Spartakiade heißt es, daß sie „im Leben der Kinder und Jugendlichen der DDR einen festen Platz einnimmt“.

Was ist ein „fester Platz“?

In diesem Fall eine nicht viel verratende Feststellung.

Woran erkennt man dann aber, ob die Spartakiade ein „fester Platz“ ist? An vielem.

Geh auf die Straße und frage einen Jungen oder ein Mädchen. Und du wirst eine klare Antwort erhalten. Es wird vielleicht nicht vom „festen Platz“ die Rede sein, aber du wirst spüren, dass die Spartakiade einen Platz in ihren Herzen hat! Stell einem Lehrer die Frage, einem Vater, einer Mutter - du wirst viele und vielfältige Antworten bekommen, und du wirst zu dem Schluss gelangen: Würde morgen jemand heimlich die Spartakiaden aus den Kalendern streichen, die anberaumten wieder absagen - ein Sturm der Entrüstung wäre ihm sicher! Und was sicher auch zählt: Die Wissenschaftler haben die Spartakiade zu

untersuchen begonnen, haben den „festen Platz“ erforscht wie Geologen ein Erdölfeld untersuchen.

Dies Buch kann nicht zusammenfassen, werten oder gar beurteilen, was die Wissenschaftler bisher in dieser Richtung leisteten, es kann nur einen Griff in die vielen Arbeiten tun, wie man in einer Bibliothek interessiert ein Buch aus der Reihe zieht. Und auch dieser Griff ist ganz ohne Wertung.

Es ist das Gemeinschaftswerk eines Wissenschaftlers und vier Praktiker, 151 Seiten stark, als „Pädagogische Lesung“ erschienen. Der Wissenschaftler: Professor Dr. Heinz Bäskau. Die vier Praktiker: die Kreisturnräte Willi Arndt (Güstrow), Friedrich Knuths (Rostock-Land), Herrmann Köhler (Lübz) und Ernst Mohns (Altentreptow). Was dazu reizte, ausgerechnet dieses Material zu wählen, das die Spartakiade nicht einmal als alleinigen Gegenstand einer Untersuchung wählte, wird vor allem auf der zehnten Seite angedeutet, auf der die Zahl der Schulen im Bereich der vier Kreise mit 4 erweiterten Oberschulen, 51 zehnklassigen polytechnischen Oberschulen, 22 achtklassigen polytechnischen Oberschulen und 30 kleineren polytechnischen Oberschulen angegeben wird.

Dazu der wichtige Hinweis: „Vor dem Aufbau der antifaschistisch-demokratischen Schule überwogen in jedem dieser Kreise die wenig gegliederten Schulen. In den rückständigen Gutsdörfern waren sie nur einklassig. Begrenzte Voraussetzungen für den Schulsport gab es nur in einigen größeren Orten.“

Um nirgendwo ein falsches Zeitgefühl aufkommen zu lassen: Das bezieht sich auf eine Zeit, die erst drei Jahrzehnte hinter uns liegt!

Und noch ein Hinweis ist vonnöten: Die folgenden Zahlen und Angaben wurden nach der II. Kinder- und Jugendspartakiade der DDR, die 1968 stattfand, zusammengetragen und sind - wie man noch feststellen wird - inzwischen längst überholt.

Dennoch: Es geht nicht um Paradebeispiele, denn vieles in den mecklenburgischen Kreisen, die hier unter die Lupe genommen wurden, ist noch weitab von allem Paradeglantz. Dennoch ist die Mitwirkung der Spartakiade am Aufstieg des Jugendsports unverkennbar und von niemandem zu leugnen. Feststellung auf Seite 79: „Mit dem Entstehen der Spartakiadebewegung in der DDR entwickelte sich ein vielseitiges Wettkampfsystem, in das auch die jüngsten einbezogen wurden.“

Und an anderer Stelle: „In den Kreisen Altentreptow, Güstrow, Lübz und Rostock-Land gab es vor wenigen Jahren ein unbefriedigendes Wettkampfsystem. Es bot den Schülern nur wenige Wettkämpfe, die sich außerdem vorwiegend auf die Sommermonate konzentrierten. Vor allem die jüngsten hatten nur selten die Möglichkeit, im sportlichen Wettkampf die Kräfte zu messen.“

„Im Kreis Altentreptow gab es z.B. vor 1961 keine Sektion Leichtathletik. Die jungen Sportler, die bei den Kreis-Turn- und Sportfesten als Leichtathleten auftraten, waren in der Mehrzahl ‚Allroundsportler‘, die in der Leichtathletik vielleicht zwei oder drei Starts jährlich hatten. Erst mit der Entwicklung der Spartakiadebewegung wandelte sich dieses Bild. Seit dieser Zeit gibt es keine Schulsportgemeinschaften ohne Leichtathletiksektionen mehr. Obwohl von Jahr zu Jahr neue Trainingsgruppen in verschiedenen Sportarten entstanden, regelmäßiger trainiert wird und mehr Wettkampfmöglichkeiten geschaffen wurden, reichte die Häufigkeit der Starts aber noch nicht aus ... Vordringliche Aufgabe der verantwortlichen Organe des Kinder- und Jugendsports in unseren Kreisen war es daher, das bestehende unzureichende Wettkampfsystem zu analysieren und entsprechend den örtlichen Bedingungen ein stabiles, interessantes und finanziell wenig aufwendiges System von Vergleichskämpfen zu schaffen, das allen sporttreibenden Kindern und Jugendlichen die Teilnahme an einer Vielzahl von Wettkämpfen gewährleistet.“

In vielen Kreisen haben Sportlehrer und Leiter von Schulsportgemeinschaften in Verbindung mit dem Wettkampfprogramm der Spartakiaden neue Wettkampfformen entwickelt, die auf unterster Ebene vielen Kindern und Jugendlichen, auch den leistungsschwächeren, die Möglichkeit geben, sich das ganze Jahr über wettkampfmäßig zu betätigen.

Im Kreis Altentreptow sind die Verkehrsverhältnisse sehr ungünstig. Das bringt mit sich, dass die überwiegende Zahl der Schulpflichtigen ihren Weg mit Omnibussen zurücklegen muss. Bis zum Rücktransport in die Heimatdörfer gibt es in einigen Schulbereichen erhebliche Wartezeiten. Es war nicht immer leicht, diese zu überbrücken und die Aufsichtspflicht zu gewährleisten. Diese Wartezeiten wirkten sich auch nachteilig auf die Disziplin der Schüler aus. An einigen Schulen wie Mölln, Rosenow, Tützpatz und Teetzleben werden Wartezeiten nunmehr sinnvoll für eine außerunterrichtliche sportliche Betätigung genutzt. In den Ballspielarten Fußball und Handball werden die besten Dorfmannschaften des Oberschulbereichs ermittelt. Im Winter wird diese Bestenermittlung je nach Witterung auch auf Eishockey ausgedehnt. Durch diese Wettkämpfe wurden viele neue Schülerinnen und Schüler für den außerunterrichtlichen Sport gewonnen.“

„Die Sportlehrerin Käckenmeister, Leiterin des Weiterbildungsstützpunktes Wildberg, hat eine Wettkampfform praktiziert, die einen hohen erzieherischen Wert hat, sehr beliebt ist und sich fördernd auf die Herausbildung eines guten Lehrer-Schüler- und Schüler-Lehrer-Verhältnisses auswirkt. Wenn die in der Unterstufe Sport unterrichtenden Lehrer der Oberschulbereiche Mölln, Rosenow und Wildberg vierteljährlich zur Stützpunktweiterbildung nach Wildberg kommen, bringen sie aus der vorher benannten Klassenstufe je drei Jungen und Mädchen mit, um in dem ausgeschriebenen Wettkampf mit etwa 8 bis 13 anderen

Schulen ihre Kräfte zu messen. Das Reizvolle hieran ist, dass der Lehrer zusammen mit seinen Schülern startet und um den Sieg kämpft.“ (Seite 75) „Einen festen Plan im Jahressportplan der Schule müssen auch die Wintersportarten einnehmen. In den Winterferien haben wir in den letzten Jahren kaum einmal die Möglichkeit gehabt, Wintersport-Meisterschaften auszutragen. Daher gilt es, variabel zu planen und bei Eintritt des Winterwetters Initiative und Einsatzfreude zu zeigen.

Ein vorbildliches Beispiel für eine solche Initiative gibt die Schulsportgemeinschaft in Teetzleben (hier werden 272 Schüler unterrichtet). Sie hat sich aus eigenen Mitteln eine Ausleihstation für Wintersportgeräte geschaffen. Ihren Mitgliedern stehen 16 Rodelschlitten, 20 Paar Schlittschuhe und 17 Paar Skier zur Verfügung. Für die einzelnen Altersklassen stehen verschiedene Disziplinen auf dem Meisterschaftsprogramm der Schule. ... An den Schulmeisterschaften im Rodeln nahmen 70 Prozent aller Schüler der 1. bis 4. Klasse teil. Gleichfalls 70 Prozent der Schüler der 5. bis 7. Klassen und 90 Prozent der 8. bis 10. Klassen beteiligten sich am Eisschnelllauf. Der Skilanglauf hatte in den 4. und 5. Klassen eine Beteiligung von 60 Prozent.“ (Seite 77 und 78) Hier scheint die Erinnerung an die Einleitung unausweichlich. Nicht einmal drei Jahrzehnte sind vergangen, seitdem das Wort „Ski“ in diesen Dörfern kaum in seiner Schreibweise gelehrt wurde, da kaum damit zu rechnen war, dass ein Schüler sie aus nächster Nähe sehen würde!

Weiter in der Lesung: „Inzwischen weisen die Schulsportfeste an vielen Schulen eine höhere Qualität auf. Sie tragen an verschiedenen Orten den Charakter von Schulspartakiaden.

Im Kreis Altentreptow ist das an den Oberschulen Burow, Teetzleben und Wildberg der Fall. Wertvolle Hinweise und Anregungen für die Gestaltung von Schulspartakiaden erhielten die Altentreptower vom Direktor des Instituts für Körpererziehung

der Universität Rostock, der im Frühjahr 1966 auf zwei Veranstaltungen (erweiterte Direktorenkonferenz des Kreises und gemeinsame Pädagogische Ratssitzung der Räte Teetzleben und Wildberg) vor Direktoren, Fachberatern und Lehrern über den Ideengehalt der Spartakiadebewegung sprach und darlegte, wie durch ein langfristig geplantes, koordiniertes, komplexes Vorgehen die klassenmäßige Erziehung unserer Schuljugend vertieft werden kann.“ (Seite 79)

„Die Spartakiadebewegung hat in den letzten Jahren sowohl zu einer Breitenentwicklung als auch zu einer Steigerung der sportlichen Leistungen im Kinder- und Jugendsport geführt. Mit ihr wurden Trainingshäufigkeit, -umfang und -qualität erhöht. Sie beweist mit ihrem umfangreichen Wettkampfsystem, dass diese Form der sportlichen Betätigung ein Weg zur Erhöhung der physischen Leistungsfähigkeit, zur Herausbildung fester Interessen für eine Sportart und für die Entwicklung der sportlichen Leistung ist. Die Spartakiadebewegung wurde zum bestimmenden Faktor im Kinder- und Jugendsport der Deutschen Demokratischen Republik.“ (Seite 80)

„Die Hauptform der Qualifizierungsmöglichkeit für die Kreisspartakiade sind die Rundenwettkämpfe in den verschiedenen Sportarten. Sie ermöglichen vielen Kindern und Jugendlichen eine regelmäßige Teilnahme an Wettkämpfen.

Aus ökonomischen Gründen werden im Kreis Altentreptow die Rundenwettkämpfe in der Leichtathletik in Schulbereichen (von der Altersklasse Kinder B an aufwärts) ausgetragen. Zum Bereich gehören jeweils drei Schulsportgemeinschaften. Alle sind nacheinander Ausrichter der Rundenwettkämpfe. Die Kinderklassen C 1 bis C 3 tragen ihre Rundenwettkämpfe im Ober-schulbereich aus.

Als eine gute Bewährungsprobe in der Leichtathletik vor der Kreisspartakiade haben sich die zentralen Abschlussprüfungen

der Berufsschüler sowie Schülerinnen und Schüler der 10. Klassen im Kreismaßstab erwiesen. Seit Jahren sind sie für Leichtathleten in den Jugendklassen die letzte Möglichkeit, sich die Teilnahme an der Kreisspartakiade zu erkämpfen. Eine zielgerichtete pädagogische Vorbereitung und ein der Abschlussprüfung entsprechender würdiger emotionaler Ablauf mit Einmarsch, Eröffnung durch den Kreisschulrat, Flaggenhissung, Eid und feierlicher Siegerehrung stimulieren den Einsatz für den Kampf um die Qualifizierung für die Spartakiade.

Die Kreisspartakiaden haben sich in den letzten Jahren dank der Unterstützung der Parteiorgane, staatlichen Institutionen und gesellschaftlichen Organisationen zu sportlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Höhepunkten für Teilnehmer und Öffentlichkeit entwickelt.

In Altentreptow werden die Kreisspartakiaden durch den Vorsitzenden des Rates des Kreises eröffnet. Ehrengäste sind dort seit Jahren die Rostocker ASK-Schwimmer Bärbel und Susanne Grimmer sowie Egon Henninger und Klaus Katzur mit ihrem Trainer Richard Schlegel. Sie (die ein Stück Geschichte des Schwimmsports unserer jungen sozialistischen Sportbewegung mitgeschrieben haben) fühlen sich eng mit der Entwicklung des Kinder- und Jugendsports des Kreises Altentreptow verbunden. Ihre Gegenwart und Anteilnahme an den Wettkämpfen, ihre anerkennenden Worte für besonders gute Leistungen und tröstende für Unterlegene, ihre Siegerehrung für die Spartakiadesieger tragen wesentlich zur sportlich-moralischen Erziehung der jungen Sportler bei. Sie haben einen beachtlichen pädagogischen Wert.

Die Leichtathletik hat sich auch in den Agrarbezirken Neubrandenburg und Schwerin zum Kernstück der Kreisspartakiaden entwickelt. Die Teilnahme der Kinderklassen C1 bis C3 ist aus dem Rahmenprogramm nicht mehr wegzudenken. Bereits

am Tage vor der offiziellen Eröffnung finden z. B. im Kreis Alenteptow ‚Spartakiaden der Jüngsten‘ statt. Wie begeistert und zugleich ernst die Kinder aus dem Bereich der Vorschulerziehung die leichtathletischen Wettkämpfe und Spiele nehmen, mit welchem Stolz sie sich als Sieger ehren lassen, kann nur derjenige ermessen, der diese Veranstaltung als Augenzeuge miterlebte. Diese Stimmung klingt bis ins Elternhaus nach. Hier liegt eine echte Reserve für die Breitenentwicklung des Kindersports.“ (Seiten 81 und 82) Aber auch hier gilt, was für die zentralen Spartakiaden in Berlin Gültigkeit hat: Es geht nicht nur um Sieger und Rekorde, es geht um die vielseitige Bildung der jungen Generation:

„Auf diesen Schulspartakiaden werden aber nicht nur sportliche Wettkämpfe ausgetragen; ihre Zielstellung ist umfassender. In ihnen spiegelt sich das sportliche und kulturelle Leben an der Schule wider. Arbeitsgemeinschaften und Zirkel stellen ihre Arbeiten aus, junge Rezipitoren und Erzähler treten auf, Volkstanzgruppen, Chöre und Singegruppen tragen dazu bei, dass die Spartakiaden zu kulturpolitischen Höhepunkten des Schuljahres werden. Der Direktor, der Elternbeiratsvorsitzende und der Vertreter der Paten-Betriebssportgemeinschaft nehmen dann die Siegerehrung und Auszeichnungen der Besten vor und delegieren die erfolgreichsten Sportler zur Kreisspartakiade. So übt die Schulspartakiade einen wichtigen emotionalen Einfluss auf die Schüler aus und wird mitbestimmend für das sportliche Klima an der Schule.“ (Seite 80)

Im Laufe der Spartakiadejahre haben sich viele Traditionen entwickelt, selbst in den kleinsten Dörfern:

„Über die zentralen Cross-Wettkämpfe hinaus gibt es in vielen Teilen der DDR traditionelle örtliche Cross-Wettkämpfe. Im Kreis Alenteptow lädt z. B. die SSG Tützpatz alljährlich zum Parklauf ein und die SSG Siedenbollentin zum Fritz-Reuter-Cross.

Die SSG Siedenbollentin widmet ihren Crosslauf dem Gedenken des niederdeutschen Heimatdichters Fritz Reuter, der mehrere Jahre in Altentreptow wohnte, u. a. auch in Siedenbollentin wirkte und in Altentreptow als privater Turnlehrer tätig war. Die SSG in Teetzleben gedenkt mit dem von ihr ausgerichteten Seelenbinder-Gedenksportfest eines hervorragenden deutschen Sportlers, dessen ruhmvoller Kampf gegen den Faschismus, in dem er sein Leben einsetzte, unvergessen bleiben wird. Nach feierlicher Eröffnung, Ansprache und Kranzniederlegung messen die Sportler der an diesem Wettkampf beteiligten Schulsportgemeinschaften des Kreises von der Altersklasse C1 an in Mittel- und Langstreckenlauf-Wettbewerben ihre Kräfte.“ (Seite 91/92)

Wer aus all dem indessen zu schließen bereit wäre, dass die Spartakiade in den vier untersuchten Kreisen damals schon einen „festen“ Platz hatte, irrt. Die Lesung enthält auch eine Serie von Kritiken, die sich vor allem gegen das hier und da ungenügende Zusammenwirken der gesellschaftlichen Kräfte bei der Organisation des Volkssports richten. ...

Als der Altentreptower Kreisturnrat Ernst Mohns seinen Namen unter die Lesung setzte, hatten 4.229 Kinder und Jugendliche an den Ausscheidungen der Kreisspartakiade 1968 teilgenommen. Zwei Jahre später bestätigte die Zahl von 6.636 Teilnehmern die Richtigkeit der Schlussfolgerungen der Lesung in überzeugender Weise. In 25 Sportgemeinschaften des DTSB trieben 4.245 Kinder, Jugendliche und Erwachsene Sport. Das waren 18,6 Prozent der Bevölkerung wobei die Zahl von 765 Sporttreibenden über 21 Jahre (5,3 Prozent) zweifellos zu den noch Unzufriedenheit auslösenden Ziffern gehörte, während die 59 Prozent der sechs- bis vierzehnjährigen organisiert Sporttreibenden wiederum belegten, dass die Spartakiade die „sportliche Geographie“ gründlich verändert hatte.

Auf tausend Einwohner kamen 9,2 Sektionen oder Sportgruppen. Eine aus den zwanziger Jahren stammende statistische Erhebung eines preußischen Ministeriums wies für den damaligen Kreis Demmin - heute etwa Demmin und Altentreptow zusammen - 0,42 Sektionen auf tausend Einwohner aus.

ZITATE

EIN GROSSER FUHR DAVON

Mit Laurent Fignon starb am Dienstag eine der großen Persönlichkeiten des internationalen Radsports. Der nur 50 Jahre alt gewordene Franzose hatte zweimal die Tour de France gewonnen und einen dritten Sieg um die Haaresbreite von acht Sekunden verpasst. Seine erste internationale Etappenfahrt hatte ihn nach Berlin geführt. Es war die 34. Friedensfahrt und zum ersten Mal war der Auftakt als Parallel-Zeitfahren in der Karl-Marx-Allee ausgetragen worden. Frankreichs Nationaltrainer Michel Nedelec, berühmt geworden durch einen Paris-Roubaix-Sieg und lange Jahre ein Fan der Friedensfahrt, hatte mir schon bei unserer ersten Begegnung auf dem Flugplatz über Fignon gesagt: „Ein Riesentalent, aber er weiß es nicht.“ Das Berliner Zeitfahren beendete er als 31. Die folgenden selten turbulenten Etappen ließen ihn auf den 44. Platz zurückfallen, aber dann holte er auf und beendete die Fahrt als 32. Als ich ihn am Ruhetag in Gera nach dem Besuch im Patronats-Betrieb fragte, ob er Profi werden wolle, schüttelte er den Kopf. „Ich studiere Veterinärmedizin und dabei bleibe ich. Außerdem: Ich habe Mühe, mich in der Nationalmannschaft zu behaupten. Profi? Wohl nichts für mich.“ Die Atmosphäre der Friedensfahrt hatte ihn beeindruckt: „Das Milieu ist ungewöhnlich und anziehend. Man fühlt sich wohl.“

Als er nach Paris zurückkehrte bot ihm Frankreichs damals berühmtester Manager Cyrille Guimard einen Profivertrag an. Vermutlich hatte Nedelec seinem Kollegen einiges über die Qualitäten des 21jährigen erzählt. Guimard brauchte einen verlässlichen „Wasserholer“ für den zweifachen Toursieger Bernhard Hinault (Spitzname: „Der Dachs“). Fignon maulte zwar „Ich bin nicht Rennfahrer geworden, um anderen zum Sieg zu verhelfen“, leistete dann aber doch solide Profi-Arbeit, fuhr nach der Friedensfahrt noch die Tour de France und verhalf Hinault zum dritten Sieg. Ein Jahr darauf eroberte er zum ersten Mal selbst das Gelbe Trikot. Hinault gewann wieder, aber als er 1983 seinen fünften Sieg anstrebte, scheiterte er an – Laurent Fignon. Der gewann die Tour auch 1984. Sein Aufstieg in den Kreis der Mehrfach-Sieger schien programmiert, als ihn eine Achilles-Sehnen-Verletzung weit zurückwarf. Fast neun Monate nach der Operation konnte er endlich wieder in den Sattel steigen. Der Anschluss an die Weltelite fiel ihm schwer und dauerte. Seine eigene Darstellung: „Vier Jahre lang musste ich schwer schuften, um wieder das alte Niveau zu erreichen.“ 1989 fiel die Entscheidung über seinen dritten Tour-Sieg beim Einzelzeitfahren auf der letzten Etappe mitten in Paris. Er verlor das Duell gegen den US-Amerikaner Greg LeMond um die schon erwähnten acht Sekunden.

Fignon hatte nie Hemmungen, sich mit Medien oder Rennstallchefs anzulegen. Er bildete sich eine Meinung und vertrat sie, auch wenn er deswegen mit Ärger rechnen musste. In vielen Etappenorten bummelte er über die Flohmärkte und suchte nach antiquarischen Büchern. Seine Erklärung: „Literatur ist Erholung!“ In Interviews sagte er: „Dass Radsport ein Teamsport sein soll, ist blanker Unsinn“ und – nachdem er zweimal wegen Dopings belangt worden war: „Machen Sie eine Wertung für saube-

re und nicht saubere Fahrer: Ich würde beide Wertungen gewinnen.“

Er ließ sich nie „einordnen“, beharrte immer – zuweilen kompromisslos und fast grob – auf seinem Standpunkt. Eine Haltung, die ihm in der Branche des Profisports oft nicht nachgesehen wurde. Dort liefert man gefällige Antworten und passt sich an.

Zwanzig Jahre nach jener dramatischen Tour-Niederlage auf den Pariser Champs-Elysee diagnostizierten die Ärzte metastasierten Bauchspeicheldrüsenkrebs. Noch einmal raffte er sich auf und kämpfte, wie er einst bei der Tour gekämpft hatte. Lance Armstrong bewog ihn dazu, sich endlich mit den Medien, die er so oft bekämpft hatte, zu versöhnen. Im Juli erschien er als Fernseh-Kommentator bei der Tour de France. Ganz Frankreich fragte sich, wie viel Etappen er durchstehen würde. Er war bis Paris dabei aber dann blieben ihm nur noch gut 30 harte Tagesetappen bis zum Tod.

Tour-de-France-Direktor Prudhomme würdigte den großen Sieger und Verlierer mit warmen Worten. Ein Direktor der Friedensfahrt schließt sich an.

Junge Welt; Klaus Huhn, 31.8.2010

VON DEN TRÄUMEN AUS DER DDR IST FAST NICHTS GEBLIEBEN

Der deutsche Fußball feiert 20 Jahre Vereinigung. Doch die Lage im Osten gibt kaum Anlass zur Freude. Dieses Spiel vor 20 Jahren werden sie nie vergessen. „Stolz wie Bolle waren wir“, sagt Perry Bräutigam. „Sogar eine Stadtrundfahrt durch Rio haben wir gemacht“, sagt Ulf Kirsten. In einer Zeit, in der auf einmal alles möglich schien, galt dies besonders im Fußball. Ein halbes

Jahr nach dem Mauerfall reisten Bräutigam, damals Torhüter von Carl Zeiss Jena, und Kirsten, Stürmer bei Dynamo Dresden, im Mai 1990 mal eben mit der DDR-Auswahl zum Testspiel nach Rio.

Ricardo Teixeira, der brasilianische Verbandspräsident, wollte sein Team noch gegen eine starke Nationalmannschaft antreten lassen, bevor es zur WM nach Italien aufbrach. Also zahlte er dem klammen DDR-Verband kurz vor dessen Auflösung die Flug- und Hotelkosten - und plötzlich standen elf Fußballer mit seltsamen Vokuhila-Frisuren und großen Augen vor 80.000 Zuschauern im sagenumwobensten Stadion der Welt, dem Maracana von Rio de Janeiro: Bräutigam, Kirsten und Co. gegen Jorginho, Bebeto, Careca, Alemao, Dunga.

„Das war pures Adrenalin“, sagt Bräutigam. „Wir liefen durch den Spielertunnel, sahen die volle gelbe Schüssel und alles ging wie von allein.“ Ein grandioses 3:3 trotzten sie den Brasilianern ab. „Das war eine der besten Mannschaften, die die DDR je hatte“, sagt Bräutigam. „Es gab ja auch noch Sammer, Thom, Scholz, Wosz...“

Doch für viele, auch für Bräutigam und Kirsten, sollte es das letzte offizielle Länderspiel mit der DDR-Auswahl gewesen sein. Danach kam im September 1990 nur noch die Partie gegen Belgien. Und am 21. November ging der Deutsche Fußball-Verband (DFV) dann in den Deutschen Fußball-Bund (DFB) über. Der Ostfußball wurde in Windeseile abgewickelt. ... Bräutigam und Kirsten haben erlebt, wie die Geschichte des Fußballs in den neuen Bundesländern kein Märchen von den blühenden Landschaften wurde. Die Träume, die Erwartungen, die beide an das neue Deutschland hatten, erfüllten sich nicht immer so wie in Rio. Und wie es zurzeit um den Fußball im Osten Deutschlands steht, wissen sie nur zu gut. Beide sind immer noch eng mit ihm verbunden.

Kirsten, der nach seinem Wechsel zu Bayer Leverkusen eine erfolgreiche Bundesligakarriere hinlegte, hatte schon 1990 den Umgang mit den Profis aus der DDR bei Vertragsverhandlungen kritisiert: „Ich habe mich total hilflos gefühlt, viele haben versucht, mein Unwissen auszunutzen. Solche linken Dinger hätte ich nie erwartet.“

Um den Fußball in Ostdeutschland, besonders die Nachwuchsförderung voranzubringen, gründete der 44-Jährige, der nun Leverkusens zweite Mannschaft trainiert, 2004 sogar eine Stiftung. „Es geht im Osten oft nur über Eigeninitiative“, sagt Kirsten. ... Bräutigams Bilanz fällt düsterer aus: „Den Talenten fehlt die Perspektive. So habe ich kaum Hoffnung, dass sich ein Ostclub in der Bundesliga etabliert.“ ... Von den Träumen im Maracana ist nichts geblieben.

Stuttgarter Zeitung; 19.11.2010

LEIPZIGER TRÄUME

Auf Schalke raufen sie sich die Haare: sechs Punkte aus neun Spielen! In Köln sind kaum noch Haare, die sich raufen ließen: fünf Punkte aus neun Spielen. In Leipzig ist man mit 22 Punkten aus elf Spielen nicht restlos zufrieden, aber noch guter Dinge. Obendrein Schalke ist Schalke und hat einen Ruf zu verlieren, ganz gleich, ob eine russische Gasfirma den Verein bezahlt und sein Logo auf das Trikot klebt, oder morgen ein Erbswurstproduzent das Unternehmen finanziert. In Leipzig ist alles ganz anders. Im Sommer vorigen Jahres hatte ein österreichisches Unternehmen der Getränkeindustrie – auf den Namen verzichten wir, bis man sich in der dortigen Direktion entschließt, in jW zu inserieren – folgende Mitteilung verbreitet: „Neuland in Deutschland. Xy betreten grünen Rasen in Deutschland. Xy be-

stätigt die Partnerschaft zum SSV Markranstädt, Xy Leipzig e.V. wird ab kommende Saison in der Oberliga NOFV-Süd spielen. Nach den Vereinen Xy Salzburg und Xy New York, neben den Xy Fußballakademien in Brasilien und Ghana wird mit Xy Leipzig das Engagement nun auf Deutschland erweitert. Die Ziele sind klar formuliert ... Schaffung einer Fußball-Euphorie in Sachsen, Förderung des Nachwuchs in dieser Region, mittelfristiger Aufstieg in den Profifußball. Die notwendigen Verträge wurden unterzeichnet und die Genehmigungen durch die relevanten Verbände liegen vor.“ Dann wurde der Betreuerstab vorgestellt – Trainer Tino Vogel (Markranstädt) – und danach die engagierten Spieler, darunter welche aus Cottbus, Hertha BSC, Augsburg, FSV Frankfurt. Im Mai 2009 stieg man mit 16 Punkten Vorsprung in die Regionalliga auf, verabschiedete sich mit einem Freibier-Fest von den nicht mehr benötigten Spielern und Markranstädt und wechselte in Leipzigs größtes Stadion, dessen Namen der Salzburger Brauseproduzent inzwischen gekauft hatte. Zwischendurch wurde der Manager ausgewechselt, der Chef der Salzburger Fußballabteilung – früher beim HSV tätig – stattete einen Blitzbesuch in Leipzig ab und letzten Freitagabend gewann man 2:0 in Plauen, was den Rückstand zum Spitzenreiter Chemnitzer FC auf sechs Punkte reduzierte, der sich noch reduzieren könnte, wenn der Tabellenletzte Türkiyemspor Berlin tatsächlich in die Insolvenz geht und alle gegen diese Elf erzielten Punkte gestrichen werden. Natürlich hat sich am erklärten Ziel der Leipziger Xy, so bald wie möglich in einer Liga mit Schalke und Köln zu spielen – was beim derzeitigen Stand der Dinge sowohl die erste als auch die zweite Bundesliga sein könnte – nach wie vor nichts geändert und manches lässt darauf schließen, dass der Brauseunternehmer notfalls auch noch ein paar Stars einkaufen wird, um dieses Ziel schnell zu erreichen, denn der Werbefaktor in der Brausebranche wird nach wie vor hoch

eingeschätzt. Der „Spiegel“ (18.10.2010) dazu: „Fußball ist ein gewichtiger Teil des Sportimperiums vom Firmenchef Dietrich Mateschitz geworden (...). Nun wird der Torwarttrainer (...) vom professionellen Torwarttrainerausbilder in Salzburg geschult. (...) Der frühere Manager des Hamburger SV sagt, dass es gar nicht nur um Werbung gehe. `Ziel ist es, mit allen Aktivitäten auch Profit zu machen.` (...) Der neue Player auf dem Fußballmarkt mag keine Vereinsmeier (...) Bei den aktiven Mitgliedschaften gebe es halt Eintrittsbarrieren: hohe Aufnahmegebühren, hohe Beiträge, ein Vetorecht des Vorstands. (...)“

Als im vergangenen Jahr der Verein „zu spielen begann, trugen Fans mit einem Holzkreuz symbolisch den Fußball zu Grabe. Inzwischen hat der Klub örtlichen Honorationen 16 Stadionlogen verkauft.“

Am 30. Oktober spielt Xy Leipzig gegen Hertha BSC II. Die Elf liegt zwei Punkte hinter den Leipzigern. Und der „Spiegel“ titelte seine Story „Im Sog des Kapitals“.

Junge Welt; 25.10.2010

POTSDAM ZIEHT ZURÜCK

Potsdam (dpa) - Nach zwölf erfolgreichen Jahren zieht der Universitäts-Judo- und Kampfsportclub (UJKC) Potsdam seine Frauen-Mannschaft aus der Judo-Bundesliga zurück. Es mangle an eigenen talentierten Nachwuchskämpferinnen, begründete UJKC-Cheftrainer Axel Kirchner den Rückzug in der Märkischen Allgemeinen Zeitung, „es entspricht nicht der Philosophie des Vereins, fast nur mit teuren Gaststarterinnen anzutreten“. Der Klub der deutschen Judo-Olympiasiegerin Yvonne Bönisch war 2005 Zweiter bei der EM der Vereinsmannschaften geworden und hat in der Bundesliga drei Meistertitel sowie zahlreiche Top-

Platzierungen geholt. Bönisch hatte im UJKC zuletzt als Trainee gearbeitet.

Süddeutsche Zeitung; 24.11.2010

SPORTINTERNAT FEHLEN SPONSOREN

Das Sportinternat kommt nicht recht in die Gänge, im Ludwigsburger Rathaus ist Ernüchterung eingeleitet. Während des zweiten Schuljahres wohnen nur 14 Jugendliche in dem auf 21 Bewohner ausgerichteten Heim in der Königin-Olga-Kaserne, erhoffte Sponsorengelder sind ausgeblieben, und der Enthusiasmus der Ludwigsburger Sportvereine scheint verfliegen. Nun muss die Stadt mindestens drei Jahre lang jeweils 30.000 Euro für den Betrieb der Kaderschmiede für Basketballer, Leichtathleten, Tennisspieler und Tänzer aufbringen. Wolfgang Fröhlich sagt: „Wir sind liquide.“ Das Defizit sei auch deshalb aufgelaufen, weil das Internat im Dreischichtbetrieb betreut werden müsse. „Sobald auch nur ein Schüler im Haus ist, muss auch eine Aufsichtsperson da sein“, sagt der Leiter des Fachbereichs Bildung, Familie und Sport. Bei den Vorplanungen sei man davon ausgegangen, dass dies etwas lässiger gehandhabt werden könne.

Die Verwaltung hat nun dem Ausschuss für Bildung, Sport und Soziales vorgeschlagen, die 90.000 Euro für das Internat aus dem Topf für die allgemeine Sportförderung zu nehmen. Das stieß nur bei CDU, FDP und Grünen auf Gegenliebe. Der SPD-Stadtrat Hubertus von Stackelberg forderte, das Geld an anderer Stelle zu holen, die zusätzliche Last dürfe nicht den Sportvereinen aufgebürdet werden.

Nach Ansicht von Roland Glasbrenner (Freie Wähler) entspräche die Kürzung bei den Vereinszuschüssen einem Eingriff

in die Förderrichtlinien. Um den Betrieb des Sportinternats auf Dauer sicherzustellen, müsse ein zusätzlicher Posten im Etatplan geschaffen werden. Die Frage jedoch, wo dieses Geld abgezwickelt werden soll, stelle sich erst in der kommenden Woche, wenn über den Haushalt 2011 beraten werde. ...

„Ich bin vom Landessportverband enttäuscht“, sagte von Stackelberg. Es sei dessen ureigenste Aufgabe, die Vereine und Verbände zu ermutigen, damit weitere Schüler das Internat besuchen. Gegenwärtig sehe es aber so aus, als hätten die Funktionäre „die Stadt im Regen stehen lassen“.

Ludwigsburg habe mit dem Internat „großes Pech gehabt“, sagte Glasbrenner. Just als die Einrichtung an den Start ging, habe die Finanzkrise viele Pläne zunichte gemacht. Den Zusagen von Firmen, Vereinen und Sponsoren aus dem Jahr 2007 seien nur wenige Taten gefolgt. Bisher hätten nur Basketballer und Tennisspieler junge Talente ins Internat geschickt. ... „Nun können wir nur darauf hoffen, dass sich mit einer besseren Wirtschaftslage auch wieder das eine oder andere Türchen für uns öffnet“, sagte Glasbrenner. ...

Stuttgarter Zeitung; 7.12.2010

SAMMER WARNT DEN WELTFUSSBALL

Die Vergabe der Fußball-Weltmeisterschaften 2018 und 2022 nach Russland und in den Wüstenstaat Katar ist fast eine Woche her, doch noch immer gibt es ständig neue Reaktionen zwischen Unverständnis und Empörung. Zudem kommt so manch pikantes Detail zutage.

Rückblick: Am vergangenen Donnerstag hatte Präsident Sepp Blatter die Sieger der vom Weltverband Fifa erstmals als Doppelwahl durchgeführten Abstimmung verkündet. Katar, ein Land

so groß wie Schleswig-Holstein mit einer Einwohnerzahl wie Hamburg, wird in zwölf Jahren eines der größten Sportereignisse der Welt ausgerichtet - bei 50 Grad Außentemperatur, Alkoholverbot und einer Nationalmannschaft, die derzeit Weltranglistenplatz 113 einnimmt. Das Reich der Scheichs hatte Länder wie die USA und Australien aus dem Rennen geschlagen. ... Auch Matthias Sammer, der Sportdirektor des Deutschen Fußball-Bundes (DFB), hat die Wahlen am 2. Dezember mit Unbehagen verfolgt. Für ihn bestätigt sich ein unheilvoller Trend, der ihm nicht erst seit der vergangenen Woche ein Dorn im Auge ist. „Die Vergabe der Weltmeisterschaft 2022 nach Katar ist das eine, aber wenn ich sehe, dass die kommenden Europameisterschaften der U17 und U19 in Rumänien, Serbien, Estland, Litauen und der Slowakei stattfinden, müssen wir das schon hinterfragen dürfen“, sagte er der „Welt“. ...

Sammer erhebt ... den mahnenden Zeigefinger in Richtung Fifa und Uefa: „Der Solidargedanke im Fußball ist grundsätzlich richtig, aber wir sollten auch die Verhältnismäßigkeiten berücksichtigen. Denn wir dürfen nicht vergessen, dass die großen Fußballnationen diesen Sport zu dem gemacht haben, was er heute ist.“

Auch die Wahl Russlands, fußballerisch weit weniger bedeutend als politisch, hat einen faden Beigeschmack. Vor allem, weil Mitbewerber England bereits in der ersten Wahlrunde ausschied – mit zwei von 22 Stimmen. Auf den ersten Blick ist dieser Schlag ins Gesicht des Fußball-Mutterlandes unerklärlich, wurde den Briten doch im Vorabtest einer unabhängigen Beratungsagentur als einzigem Land eine 100-prozentige Eignung als Gastgeber bestätigt. Russland belegte dabei den letzten Platz (86 Prozent). ...

Vor den Wahlen hatte die „Sunday Times“ zwei Mitglieder des Exekutivkomitees überführt, die bereit waren, ihre Stimmen zu

verkaufen - beide wurden suspendiert. Der Fernsehsender BBC hatte zudem drei weiteren stimmberechtigten Fifa-Funktionären nachgewiesen, Ende der 90er-Jahre Bestechungsgelder einer mittlerweile insolventen Rechteagentur angenommen zu haben. Andy Anson, der Chef des englischen Bewerbungskomitees, hatte nach der Niederlage behauptet, Präsident Blatter habe kurz vor der Wahl vor dem Exekutivkomitee von den „bösen britischen Medien“ gesprochen. ... Auch die Wahl Katars wird von unschönen Meldungen begleitet. Das „Wall Street Journal“ hatte von einer 60-Millionen-Euro-Spende des Wüstenstaates an den argentinischen Fußballverband berichtet, um dessen Liquidität zu wahren. „Warum in Gottes Namen soll unser Verband so hohe Schulden haben? Es ist Fakt, dass wir einen soliden Vertrag mit der argentinischen Regierung besitzen. Alles läuft zur vollsten Zufriedenheit“, sagte Verbandspräsident Julio Grondona, der auch Vizepräsident der Fifa ist.

Vor der Wahl hatte sich Katars Exekutivkomiteemitglied Mohamed Bin Hammam offen zu Absprachen bekannt. So soll sein Verband den Stimmenaustausch mit Spanien beschlossen haben, das sich gemeinsam mit Portugal um die WM 2018 beworben hatte. „Wenn es einen Deal gibt zwischen mir und Angel Maria aus Spanien oder anderen Beteiligten des Exekutivkomitees, dann sehe ich das nicht als Problem. Vielleicht sehen sie das aus europäischer Perspektive als Problem“, sagte er der ARD. ...

Einer grundsätzlichen Reform ihres Abstimmungsmodus' verschließt sich die Fifa weiterhin. Präsident Michel Platini vom europäischen Verband Uefa hatte in der „Welt am Sonntag“ gesagt: „Ein neues Wahlprozedere wäre wünschenswert. Es geht einfach um zu viel Geld. Vielleicht müssten sie versuchen, ein besseres System zu finden.“ Fifa-Generalsekretär Jerome Valcke lehnte das zum jetzigen Zeitpunkt ab: „Wir haben erst am

Donnerstag gewählt. Es gab keine Diskussion über eine Reform unseres Wahlsystems.“ Im Gegenteil: Die Doppelwahl sei „perfekt organisiert, völlig transparent und perfekt unter Kontrolle“.

Die Welt; 8.12.2010

BLUT AUS DEM SCHATTENREICH

MOSKAU. Chefredakteur Dmitri Muratow hat Elektroschocker verteilt. Zwanzig Journalisten seiner Zeitung Nowaja Gaseta, die delicate Themen recherchieren, sollen sich damit bei Überfällen verteidigen können. Beruhigend sind sie kaum. Der beste Schutz für Journalisten in Russland sei, nicht „über Korruption, Neonazis, den Geheimdienst und den Kaukasus-Konflikt zu berichten“, sagt Muratow. „Aber dann sind sie keine Journalisten mehr.“ ...

Natürlich ist auch der Bauunternehmer Morosow in Gefahr, seit er öffentlich gemacht hat, dass Staatsdiener für Bauaufträge in der Olympiastadt Sotschi mindestens zwölf Prozent Schmiergeld verlangen. ... Laut Anin darf man von 20 bis 30 Prozent Schmiergeld bei allen Bauprojekten ausgeben. „Diese Summe wird immer gestohlen.“ In Sotschi war zuletzt die Rede von 25 Milliarden Dollar Investitionen, für die WM 2018 werden es mindestens 40 Milliarden sein. Morosow hat die Flucht an die Öffentlichkeit angetreten, als die Ganoven zu gierig wurden. Die Schmiergelder waren ihnen nicht genug, sie wollten zusätzliche Zahlungen, für sein größtes Projekt in Sotschi sollte er die Rechnungen über Tarnfirmen auf dem Balkan neu erstellen und weitere 20 Millionen Euro abzweigen. Sotschis Bürgermeister Anatol Pachomow, der selbst an Bauprojekten verdient, hat ihn als „Wunde auf unserer Haut“ bezeichnet. Eine unverhohlene Drohung.

Die Großereignisse, die Premier Wladimir Putin und die Seinen akquiriert haben, sind ein gigantischer Selbstbedienungsladen für Staatsdiener, Politiker und Oligarchen. Das ist bei den

Winterspielen 2014, der Fußball-WM 2018 oder der Universiade 2013 in Kasan nicht anders als beim Bau der Formel-1-Strecke in Sotschi. Neben den Putin-treuen Oligarchen wie Oleg Deripaska, der ein Großteil der Sotschi-Aufträge abwickelt, oder Roman Abramowitsch, der vor allem bei der WM engagiert ist, sind staatsnahe Konzerne wie Gazprom, Rosneft, Rostelekom oder Sberbank stets dabei.

Schließlich ist da noch eine dritte Gruppe, die abkassiert: die lokalen Autoritäten, die Bosse der organisierten Kriminalität, auch Diebe im Gesetz genannt. In Sotschi läuft kein Geschäft ohne Einwilligung von Aslan Usojan alias Großvater Hasan. Der Gangster kassiert Unternehmer ab und ist im Fußball aktiv. In jedem russischen Profiklub sind kriminelle Autoritäten und/oder Oligarchen engagiert. Sie bekommen durch die WM ultramoderne Arenen, für die sie keinen Rubel zahlen müssen. In Sotschi tobt ein blutiger Kampf von georgisch dominierten Clans um die Herrschaft im Schattenreich. Usojan wurde im September in Moskau angeschossen, er überlebte; im Oktober wurde sein Statthalter Eduard Kakosjan ermordet.

Beim WM-Projekt gibt es ein Wiedersehen mit alten Bekannten aus Skandalen früherer Jahre. Ein Beispiel: Alimsan Tochtachunow, alias Taiwantschik, der 2002 für den Bestechungsskandal beim olympischen Eislaufen in Salt Lake City verantwortlich war. Tochtachunow darf Russland nicht verlassen, anderswo würde er verhaftet. Er lebt in Moskau, ist in der Stiftung des russischen Fußballverbandes involviert und im Baugeschäft der EM 2012 in der Ukraine. Tochtachunow trifft sich in Moskau gern mit einem prominenten Bekannten – Fifa-Präsident Joseph Blatter.

„In systemisch korrupten Ländern wie Russland hat das Verbrechen viele Gesichter“, sagt Elena Panfilowa, Chefin der russischen Sektion von Transparency International. Ermitteln kann

Panfilowa mit ihren sechs Mitarbeitern nicht. Sie kann lediglich Presseberichte auswerten. Waleri Morosow hat gehandelt. Er kann nicht mehr zurück. „Die Öffentlichkeit schützt mich“, sagt er. „Andernfalls wäre ich wohl schon ermordet worden.“

Berliner Zeitung; Jens Weinreich, 8.12.2010

„DER TORWART WOLLTE DAS MACHEN“

BOCHUM. Sie bestachen Fifa-Schiedsrichter und A-Jugendliche, doch von der Fußball-Bundesliga ließen die Wettbetrüger offensichtlich die Finger. „Mit Sicherheit müsste man Bundesliga-Spielern viel mehr Geld bieten“, sagte der mutmaßliche Haupttäter Marijo C. als Zeuge im Prozess vor dem Bochumer Landgericht aus. Allerdings habe es keine grundsätzliche Entscheidung der Wettmafia gegeben, die höchste deutsche Liga auszuklammern. „Wenn es sich ergeben hätte, wäre mit Sicherheit auch die Bundesliga dran gewesen“, sagte der 35-Jährige, der im kommenden Jahr angeklagt werden soll.

Zuvor hatte am zehnten Verhandlungstag der Angeklagte Stevan R. zugegeben, Spiele des Regionalligisten Bayern Alzenau manipuliert zu haben. „Ich habe mit dem Torwart gesprochen, er wollte das machen“, berichtete der 35-Jährige. Der Keeper sollte rund 5.000 Euro erhalten, damit er absichtlich Tore zulasse. Doch die Manipulation funktionierte offenbar nicht immer. „Der Junge wollte Geld verdienen und hat gehalten wie ein Weltmeister“, sagte Stevan R., nachdem Alzenau gegen den SC Freiburg II am 19. September 2009 nur 0:1 verloren hatte - die Wettmafia aber auf eine höhere Niederlage gesetzt hatte.

In einem anderen Fall soll die Manipulation erfolgreich gewesen sein – beim 1:3 gegen die Stuttgarter Kickers am 31. Oktober 2009. Dem Torwart wurden, so R., nachher 7.500 Euro gezahlt. Beim Regionalligisten SC Verl dagegen will Stevan R. nur

geblufft haben. Auch wenn drei Spieler jeweils 500 Euro erhielten, sei keine konkrete Manipulation verabredet worden. Gegenüber anderen mutmaßlichen Wettbetrügern habe er zusammen mit einem Spieler so getan, als wenn Spiele manipuliert werden sollten. „Das war ein Bluff von uns“, sagte Stevan R., der dennoch Bestechungsgeld von Marijo C. kassierte - angeblich allein 20.000 Euro für einen Spieler. „Das weiß nur der liebe Gott, wer da manipuliert hat“, sagte Marijo C.

Auch U19-Spieler waren in Manipulationen verwickelt. Drei A-Jugendliche von Arminia Bielefeld, die mittlerweile schon vom Deutschen Fußball-Bund (DFB) gesperrt wurden, sollten ihre Spiele gegen Bochum und Schalke am 31. Oktober und 8. November 2009 verlieren. Wie viel Geld sie tatsächlich bekamen, ist aber unklar. Insgesamt hat der DFB im Zuge des Wettskandals neun Verfahren abgeschlossen. Andere beschuldigte Spieler - wie auch der Torwart von Alzenau - wurden bislang nur angehört. Zunächst sollen weitere Erkenntnisse aus dem Prozess abgewartet werden. (sid)

Berliner Zeitung; 21.12.2010

GARMISCHER SCHMARRN

In der *Süddeutschen Zeitung* hieß es: „Sie haben sich nicht nur im Ton vergriffen. Mit ihrer Drohung, sich selbst an das IOC zu wenden, fordern sie die Regierung geradezu heraus: Das kann für alle sehr schmerzlich werden.“ ... Dumme, geldgeile Garmischer Bauern auf dem Ego-Trip! Karl Angermeier (Name von der Redaktion geändert) schüttelt den Kopf, lacht kurz laut auf. Grotesk findet er das alles.

Angermeier ist ein gemütlicher Mann Ende 60, der sein Berufsleben schon hinter sich hat, einer, der keinen Ärger will oder

gar sucht. Auch deshalb will er nicht, dass sein Name in der Zeitung steht. Angermeier ist Garmischer durch und durch, seine Familie lebt seit Jahrhunderten im Alpenvorort. Bauer ist er nicht, aber er ist Grundstücksbesitzer. Einer der 59 Menschen, die der bayerischen Staatsregierung ein Ultimatum gesetzt haben, aus der Olympiabewerbung auszusteigen.

Wann die Geschichte mit Olympia genau losging, weiß Angermeier nicht mehr so genau. Dafür erinnert er sich umso besser an ein Schreiben, das vergangenes Jahr im September bei ihm eingetrudelt ist. „Die Gemeinde hat uns Kaufangebote für unser Land gemacht“, erzählt er. 470 Euro pro Quadratmeter, so viel wollte die Gemeinde über einen Investor lockermachen. „Da wäre ich ein reicher Mann geworden“, sagt Angermeier spöttisch. Nicht eine Sekunde hat er daran gedacht, seine 10.000 Quadratmeter zu verkaufen. Seit den Befreiungskriegen Anfang des 19. Jahrhunderts sei das Land in Familienhand ... „Da steckt jahrzehntelange Pflege drinnen“, sagt Angermeier. „Die können uns doch gar nicht garantieren, dass nach den Olympischen Spielen alles wieder genauso aussieht.“ ...

Da kam die bayerische Staatsregierung ins Spiel und präsentierte sich Mitte Juli als Retter. Willy Bogner wurde entmachtet, die Bewerbung wurde als Chefsache bezeichnet. Staatskanzleichef Siegfried Schneider trat als Chefvasall des bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer auf den Plan. ... Im August besprach sich Angermeier mit Ignaz Streitl, einem einflussreichen Landwirt, der lange der Weidegenossenschaft vorstand. Sie trommelten die meisten der Grundstückseigentümer zusammen und engagierten den Münchner Anwalt Ludwig Seitz. Der sollte für sie verhandeln. Doch es tat sich so gut wie nichts. Am 11. November bekam Seitz dann Post: neue Verträge von der Gemeinde, die im Auftrag der Olympiabewerbungsgesellschaft han-

delte. Es handelte sich um schlampige Pauschalverträge, in denen schon mal Grundstücke und Personen verwechselt wurden. ...“

Endlich, am 26. November, trafen die Eigentümer, unter ihnen Angermeier, erstmals auf Siegfried Schneider. Der Staatsminister rauschte mit einer Gefolgschaft von sechs Mann an und nach drei Stunden ohne unterschriebenen Vertrag wieder ab. ...

Seitdem ist - mal wieder - wenig passiert. „Mit uns wird weiterhin nicht gesprochen“, sagt Angermeier. Deswegen wollten sie in die Offensive gehen. Und die Gegenseite hat schon wieder einen Bock geschossen: Obwohl die Gespräche mit dem Grundstückseigentümer der Fläche auf der Kandahar-Abfahrt schon sehr weit fortgeschritten sind, hat es sich die Gemeinde Garmisch-Partenkirchen nicht nehmen lassen, ein Enteignungsverfahren in die Wege zu leiten. „Der Schmarrn, den die Gemeinde da verzapft hat, war das i-Tüpfelchen auf all die Peinlichkeiten“, sagt Angermeier. Er schüttelt dabei wieder den Kopf und lacht. Ein sturer, dummer Mann?

*Die Tageszeitung Berlin; Sebastian Kemnitzer,
22.12.2010*

DOPING WIEDER TRUMPF

Doping ist wieder Trumpf! Und wie meist pendeln die verbreiteten Mitteilungen zwischen Halbwahrheiten und offen bleibenden Fragen. Tour-de-France-Sieger Alberto Contador wurde vom Weltradsportverband UCI gesperrt und ihm damit faktisch der Erfolg aberkannt. Gefunden haben soll man in seinem Blut – oder im Urin? – Clenbuterol, ein Medikament, das – nur Pharmakologen können das erklären – sowohl als Asthmamittel als auch für die Kälberaufzucht verwendet wird. Die Eilnachrichtenverbreiter blättern in ihren Handarchiven und fanden heraus,

dass schon Katrin Krabbe – dreifache Sprinteuropameisterin beim letzten DDR-Auftritt 1990 in Split – wegen dieses Medikaments belangt und bestraft worden war. Überlesen hatten sie, dass die Krabbe gegen die Weltleichtathletikföderation deswegen geklagt hatte und die ihr rund 1,2 Millionen Euro Schadenersatz überweisen musste. Clenbuterol stand zur Krabbe-Zeit nämlich ebenso wenig wie Koffein auf der Dopingliste. Inzwischen hatte man beides eintragen lassen.

Contador beruft sich darauf, dass er irgendwo Kalbfleisch zu sich genommen haben muss, das von Züchtern Clenbuterolverseucht worden war. Ob man die betreffende Rast- oder Gaststätte je finden wird, ist fraglich. Dafür aber ist eine andere Frage akut: Contadors Doping-Probe war am 21. Juli 2010, dem zweiten Ruhetag der diesjährigen Tour, abgenommen worden und soll, ebenso wie die B-Probe, also die zweite Untersuchung, im Kölner Dopinglabor kontrolliert worden sein. Die Nachricht seiner Sperre datiert vom 30. September. Daraus folgert, dass für den Transport der Probe aus Frankreich nach Köln und die beiden Untersuchungen 70 Tage benötigt wurden, ein Zeitraum, der viele Fragen aufwirft und einmal mehr das System der Dopingkontrollen fragwürdig erscheinen lässt. Fehlt es der Nationalen Dopingkontrollinstanz (Nada) etwa am Geld, um Dopingproben mit Eilzügen zu befördern? Kaum anzunehmen, denn hinter der Dopinginstanz stehen geldkräftige Sponsoren. So fand die 63. Nada-Vorstandssitzung unlängst in Herzogenaurach statt, Gastgeber war der Sportartikelhersteller adidas, und zwar kein Geringerer als der Vorstandsvorsitzende des Unternehmens Herbert Hainer. Und ein in Kürze stattfindendes Seminar wird sogar von der Bundeszentrale für politische Bildung mitorganisiert. Ob dort die unerklärlich langen Kontrollzeiten erörtert werden?

Oder die Probleme, mit denen sich die erfolgreichste deutsche Wintersportlerin Claudia Pechstein herumschlagen muss?

Der für ihre Zwei-Jahres-Sperre zuständige CAS-Gerichtshof hatte in seiner Urteilsbegründung ausdrücklich festgestellt: „Allerdings wurde eine plausible Erklärung für die hohen Retikulozyten-Werte der Athletin vorgebracht. Tatsächlich stimmten die Sachverständigen dahingehend überein, dass die abnormalen Werte möglicherweise nicht nur auf eine unerlaubte Manipulation des Blutes, sondern auch auf eine erblich bedingte Blutkrankheit zurückzuführen sind“, doch hatte sich niemand bemüht gefühlt, diese Frage im Interesse der Athletin zu klären. Ihre Prozesskosten sollen sich inzwischen auf eine sechsstelligen Summe erhöht haben. Ob adidas da einspringt? Oder sogar die mit Sponsorenhonoraren so großzügige Bundeszentrale für politische Bildung?

Es wäre sowohl im Sinne des Sports als auch der politischen Bildung.

Junge Welt; Oktober 2010

“PRO-OSSI GEWORDEN”

Wolfgang war der „Erste“ und niemand wird ihn je von diesem Platz verdrängen können. Die Rede ist von Wolfgang Behrendt, der im Dezember vor 54 Jahren in Melbourne nach einem dramatischen Boxfinale im Bantamgewicht die erste Goldmedaille für die DDR errang. Warum der damals 20jährige Berliner – der später fast drei Jahrzehnte Sportfotograf beim ND war und auch in dieser Branche manche Goldmedaille gewann – ausgerechnet zwischen Weihnachten und Neujahr eine Drittelseite in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ füllte, ist nicht mit zwei Worten zu erklären. Die „Bundesstiftung Aufarbeitung“ des Bundestages hatte sich unlängst einfallen lassen, eine Ausstellung mit dem diffizilen Titel „Ästhetik und Politik. Deutsche Sportfotografie im

Kalten Krieg“ im hohen Haus zu präsentieren. Die Arrangeure hatten auch Behrendt um Bilder gebeten, von denen ihnen allerdings nur zwei tauglich erschienen. Das eine stammte nicht einmal von dem Olympiasieger, sondern war eher zufällig von seiner Frau geknipst worden, als Behrendt irgendwann zufällig neben Norbert Blüm zu stehen gekommen war. Wie dieses Duo dem Kalten Krieg im Sport zuzuordnen sein könnte, beantwortete die Ausstellung nicht. Dafür gab Behrendt dem FAZ-Reporter Reinsch auf seine Fragen einige Antworten, deren Härte unwillkürlich an die früheren Hiebe des schlagschnellen Boxers erinnerten:

Frage: „Fotografieren Sie noch?“ Antwort: „Heute, mit der Digitaltechnik, fotografiert jeder. Und in den Zeitungen spielt Kunst oder nicht Kunst keine Rolle. Ich habe einige Jahre lang für eine Zeitschrift in Düsseldorf gearbeitet. Dann rief der stellvertretende Chefredakteur an und sagte: Der Chefredakteur sagt, in unseren Regionen braucht man keine Bilder von Osis. Wir können dir keine Aufträge mehr geben. Ich dachte, ich höre nicht richtig. Schließlich passierte das im vergangenen Jahr, zwanzig Jahre nach der Wende. Zu DDR-Zeiten war ich ein Pro-Wessi. Heute bin ich durch die Jahre ein Pro-Ossi geworden.“

Frage: „Warum?“ Antwort: „Man hat uns das Selbstbewusstsein genommen, unsere Erfolge totgeschwiegen. Man erkennt unser bisheriges Leben nicht an und hat uns keine neue Chance gegeben.“ Frage: „Ist der Sport nicht missbraucht worden in der DDR?“ Antwort: „Ich weiß nicht, ob die DDR führend war allein dadurch, dass Walter Ulbricht eingefallen ist zu sagen: Wenn wir schon nirgendwo führend sind in der Welt, dann lasst es uns im Sport versuchen. In einem anderen Land als der DDR hätte ich vielleicht nie die Unterstützung bekommen, um Olympiasieger werden zu können.“ Frage: „Sie waren Mitglied der ersten deutschen Mannschaft, die nach dem Krieg an Olympischen Spielen

teilnehmen durfte.“ Antwort: „Das war eine gesamtdeutsche Mannschaft. Wir sind von Berlin erst nach Hamburg geflogen, da kamen einige westdeutsche Ruderer dazu. Hinter mir saß einer, der hat erst mal getönt, er fliege nicht mit Kommunisten in einer Maschine. Wenn ich ihn heute treffe, weiß er nichts mehr davon. Aber ich habe die meisten Schläge vorbei gehen lassen an meinem Kopf und mir ein ganz gutes Gedächtnis erhalten.“ Frage: „Sind Sie bitter?“ Antwort: „Nein. Ich fühle mich nur so, dass alles, was ich sportlich und beruflich erreicht habe, negiert und nur abgerufen wird, wenn es gebraucht wird.“ Frage: „Sind die Sportfotos, auch Ihre, die hier zu sehen sind, politische Dokumente?“ Antwort: „Ja, allein durch die Art, wie sie ausgesucht wurden. Ich habe immer versucht, die Schönheit des Sports zu zeigen. Für diese Ausstellung hatte ich meine besten Bilder rausgesucht. Doch die wollten sie nicht. Aber der Titel der Ausstellung heißt ja ´im Kalten Krieg´. Da kann man wohl keine schönen Sportfotos zeigen, sondern nur solche mit politischer Aussage.“

Immerhin ist auch ein Bild von der Friedensfahrt darunter. Dass die Bundesregierung ihrer Rad-Nationalmannschaft lange Jahre – wegen des Namens! – verboten hatte, daran teilzunehmen, erfährt man in der Ausstellung allerdings nicht.

Junge Welt; 30.12.2010

